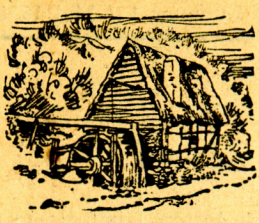
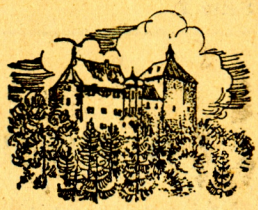


# Deine HEIMAT



Mai 1954 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 1

## ZUM GELEIT!

*Nach langer Ruhepause tritt „Deine Heimat" in neuem Gewand die Reise zu ihren Freunden und Lesern an. Die Veränderung entspringt dem Wunsche, der Beilage ein handliches Format zu geben und es dadurch zu ermöglichen, sie jahrgangweise zu sammeln und einzubinden.*

*Wenn auch das äußere Bild nicht mehr das gleiche ist, so soll doch der Inhalt weiterhin, wie bisher, allein aus der Heimatliebe heraus gespeist und gestaltet werden.*

*Die Beilage steht und fällt mit einem Stamm von Mitarbeitern. Wir hoffen, daß dieser Kreis sich ständig erweitern und der Inhalt durch rege und wertvolle Tätigkeit vieler Heimatfreunde eine weitere Belebung erfahren wird, so daß „Deine Heimat" in Zukunft wieder regelmäßig erscheinen kann.*

*Zur Mitarbeit sind alle aufgerufen, die über unsere schöne Heimat etwas auszusagen haben. Ihrer sind gewiß recht viele, und es wäre schade darum, wenn wertvolle Schätze im Verborgenen ruhten.*

*Die Heimat ist ein Quell der Kraft und des Trostes. Diesen Quell zu erschließen und den gehetzten Menschen unserer Zeit wieder zu ihm hinzuführen: dem sollen diese Blätter dienen. Von heimischer Art, Kultur und Geschichte erzählend, sollen sie das Gestern wiedererstehen lassen, das Heute festhalten und so ein Band um Vergangenheit und Gegenwart schlingen.*

*In der Pflege der Heimatliebe liegt also der Wert dieser Blätter. Dabei wollen wir aber keine lokalpatriotischen Scheuklappen tragen, denn der Begriff „Heimat" darf nicht engstirnig gefaßt werden. Wir wollen auch wissen, daß wir nicht isoliert dastehen, sondern daß viele Fäden unsere Heimat mit der weiten Welt verbinden. Die fremde und ferne Welt ehren und achten, die Heimat aber lieben, das möge als fernes Ziel dieser Blätter vor uns stehen.*

*Überall weht Gottes Hauch,*
*heilig ist wohl mancher Brauch.*
*Aber soll ich beten, danken,*
*geb' ich meine Liebe kund,*
*meine seligsten Gedanken -*
*sprech ich wie der Mutter Mund.*

***Die Schriftleitung***

# DIE DEUTSCHE LANDSCHAFT

„Deutsche Landschaft" ist lieblich, milde und ist immer vor allem Menschenlandschaft, immer bewohnt. Selbst, wo sie ganz einsam ist, wo das Auge weithin keine Ansiedlung, keinen Rauch sieht - in der Moorniederung oder im dichtesten Waldtal -, ist die Nähe des Menschen zu fühlen. Der Grund trägt die Zeichen seiner Hand und seines Werkzeugs; Weite und Vordergrund sind wie überruht von seinem Auge, überstreift von seinem Blick.

Ein Wiesental. In dem breiten, feuchten Grunde, in dem ein verborgenes Wässerlein rinnt, steht wie in atmender Mittagsstille hochblumiges Kraut, rot, blau, gelb, weiß durcheinanderschimmernd. Ein paar Birken und Weiden an dem Wasserlauf stehen mit dem Fuß tief im grünen Gras. Dicht wie mit Federbüscheln umlaubte Eichenstämme warten unten an den Randhügeln des Tals, als wollten sie über die feuchte Niederung herüberkommen und wagten nur nicht, den unsicheren Boden zu betreten. Wo sich das Tal dem dichteren Wald zu verengt, da leuchten in den rotbraunen, geraden und schrägen Rahmen der Riegelfache Flächen weißen Verputzes. Ein hellblauer dünner Rauch kräuselt sich vor dem luft- und schattendunkeln Wipfelgrunde empor. Eine weiße Wolke schwimmt darüber hin ... Die hohen Buchen unter denen - einen Berghang hinab - einzelne Eichen stehen, treten mehr und mehr auseinander, daß zwischen den Stämmen, welche die wölbende Wipfelhalle tragen, übersonnte, laubdunkle Waldzüge sichtbar werden, vor denen niedrigere Hügel wehende Fruchtfelder ins Licht heben; gewellte helle und dunkle Streifen laufen über diese lichtgrünen, im Tal verstreuten Halmseen, abwechselnd langsam und rasch mit dem Winde sich folgend; einen schrägen Hang spülen die Kornwellen gemächlich hinauf, als flössen sie, wo sie verschwinden, über den Hügelrand und müßten nun das noch tiefer in die Bodenrücken und -runden, in die Wälle und Mulden der Senkung geschmiegte Dörfchen bald so überfluten, daß nur der alte braune Kirchturm, der jetzt über einem roten Dächerband steht, noch heraussehen könnte. Der weiche Duft durchsonnten, warmen, reifenden Getreides weht her - fast so deutlich wie in der Mehlstaubluft einer arbeitenden Mühle. Und das Hämmern aus tief unten gelegenem Steinbruch, in dem der Leib der Erde aufgerissen ist, klingt dünn metallen herauf ...

Kinder spielen am Wasser. Das Tal des in dunstiger Sonne seicht hinschleichenden Flüßchens windet sich geruhig zwischen runden Busch- und Rebenhügeln hin die alte umrankte und überblühte Burgreste, ins Gras gerollte Riesenblöcke, Turmrunden und flache Steinwände mit leeren Himmels- und Wolkenfenstern tragen. Der Fluß ist so seicht und so hell vom sandigen Grund, daß sich nur Himmel und Sonne in ihm spiegeln können. Enten schwimmen im Wassergrün, sich gemächlich gegen das langsame Fließen an derselben Stelle haltend. Die Fähre gleitet von den niedrigen Häusern des Marktflekkens hinüber zur staubweißen Landstraße, wo ein Kraftwagen der Überfahrt harrt und schon mehrmals seinen Hupenruf ertönen ließ. Ein paar Pappeln stehen schlank und steif über dem breiten, wiesigen Talgrund, dicht bei den Häusern, den Kindern, den Enten ...

Eine Quelle im Wald: Holzrohr, Trog und der silberne, immerfort mit leisem Geräusch in die gläserne Fläche fallende Strahl. Große bemooste, in die feuchte Sprühluftnähe des Brünnleins drängende alte Steine. Farnkräuter stehen zwischen ihnen, über ihnen und wiegen ihre grünen Flügel, als seien auch sie zum Trinken herangekommen, als seien sie noch so frei fliegend wie ihr Same einst, der hier aus der Luft niederglitt ...

Durch die geteilten Wipfel fällt steiles Mittagssonnenlicht herein, daß die Waldschattentiefe mit ihren mächtigen Baumrunden hinter den webenden Strahlen wie ein Samtgrund verschwindet. Räder ächzen im Wald, Ketten klirren, Rufe ertönen - aber man sieht hinter dem Licht nur undeutliche Bewegung: die Knechte des Sägewerkes verladen die im Winter geschlagenen Hochstämme.

Starke alte Nußbäume, golddurchleuchtet vom Abendhimmel, dessen Sonne hinter einen dunkeln Schattenrand trat, überschreiten mit ihren Astarmen hohes Wiesengras. Ein Rindergespann mit frischgeschnittenem Klee kommt unter den Zweiglauben hergefahren. Weiter hinauf: Wanderer, am Hang gelagert, überschauen die Weite, den geraden blauen Bergzug am Horizont, die Dörfer, das straßendurchschnittene, in Streifen, in braune und grüne Vierecke geteilte Land. Dann schreiten sie den Höhenzug auf seinem bewaldeten Kamme fort, immer rechts und links Ausblicke gewinnend, durch die sie, wie an erquickendem Quell, wieder Weite trinken können ...

Zahllos sind die belebten Bilder deutscher Landschaft in uns, wie sie uns Maler - etwa Schwind, Richter, Thoma - sehen, Dichter - die Romantiker, vor allem Eichendorff - fühlen lehrten; wie die uns in mittel- und oberdeutschen Gebieten begegnen, in Thüringen, dem Odenwald, dem Schwarzwald, im Saale-, Mai-, Neckartal, in der Ebene des Rheins.

Aus: Wilh. v. Scholz, Gesammelte Werke, Stuttgart 1924

# DER RECHTE ORT

Es ist ein stiller Pfad
entlang an Klee und Korn,
wo Furchen grub das schwere Rad
Geisblatt wuchert am Rand und Dorn.

Rings Farben, juliwarm,
und reifer Roggenduft
ein tanzender Mückenschwarm
und Schwalben in zitternder Luft.

Und um die glühe Mittagszeit
ein Bett im Heidekraut,
und weit
kein Menschenlaut.

Gustav Falke

# Die mittelalterliche „Rennfeuerzeit" der Eisenverhüttung des Siegerlandes und seiner Grenzgebiete

Von O. Krasa

Mit der Besiedlung des Gebirgsinneren im Raum des rechtsrheinischen Schiefergebirges in der Frühlatenezeit (bis 500 v. Chr.) hat auch die Eisenverhüttung in unserem Gebiet ihren Anfang genommen. Das Eisen hat der Latènezeit (500 vor bis 200 nach Chr.) seinen Namen gegeben nach den reichen Eisenfunden bei La Tène am Nordende vom Neuenburger See in der westlichen Schweiz.

Die vorgeschichtliche Eisenverhüttung hat im Siegerland bereits eine bedeutende Rolle gespielt. *) Seit dieser Zeit hat sich die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens in steter Aufwärtsentwicklung bis in unsere Tage fortgesetzt. Mit ihr hat auch die Technik und unsere ganze Zivilisation Schritt gehalten. Es war allergings ein mühsamer und langer Weg, den die Entwicklung der Eisenverhüttung nahm. Wenn sie auch in der langen Zeit von 2500 Jahren niemals abriß, so war sie doch gebunden an die jeweiligen Besiedlungen eines bestimmten Gebietes.

Nach den bisherigen Ergebnissen der Siedlungs- und Spartenforschung in unserem Gebirgsland bis 1952 klaffte immer noch eine Lücke von etwa 600 Jahren nach der Latène-Eisenzeit (200 bis 800 nach Chr.) bis wir wieder auf eine neue Eisenverhüttung stoßen, die wir die mittelalterliche „Rennfeuerzeit" nennen. (800 bis 1300) Sie fällt zusammen mit der fränkischen Innenkolonisation unseres Gebietes. Fast alle Siedlungen des Siegerlandes, Westerwaldes, Sauerlandes und des Dillgebietes sind in dieser Zeit entstanden.

Eindeutig und scharf getrennt liegen im Siegerland die vielen vorgeschichtlichen und mittelalterlichen Hüttenplätze nebeneinander. Die frühesten urkundlichen Belege über das Eisen im Siegerland reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. 1289 wird in Siegen bereits ein Stahlschmied erwähnt. (Lutzo, Stalsmit.) Im Westerwald und im Dillgebiet begegnen wir diesen. Urkunden erst im 15. Jahrhundert. Über Gewinnung und Verarbeitung des Eisens sagen sie nichts aus.

Erst die Spartenforschung der letzten 20 Jahre hat uns durch Scherbenfunde nicht nur ein paar hundert Jahre weiter zurückführen können, sondern auch die Art und Weise dieser Verhüttung erschlossen.

Die vorgeschichtliche Eisenverhüttung hat im Siegerland bereits eine bedeutende Rolle gespielt *). Seit dieser Zeit hat sich die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens in steter Aufwärtsentwicklung bis in unsere Tage fortgesetzt. Mit ihr hat auch die Entwicklung der Technik und unsere ganze Zivilisation Schritt gehalten. Es war allerdings ein mühsamer und langer Weg, den die Entwicklung der Eisenverhüttung nahm. Wenn sie auch in der langen Zeit von 2500 Jahren niemals abriß, so war sie doch gebunden an die jeweilige Besiedlung eines bestimmten Gebietes.

Nach den bisherigen Ergebnissen der Siedlungs- und Spatenforschung in unserem Gebirgslande bis 1952 klafft immer noch eine Lücke von etwa 600 Jahren nach der Latene-Eisenzeit (200 bis 800 nach Chr.) bis wir wieder auf eine neue Eisenverhüttung stoßen, die wir die mittelalterliche „Rennfeuerzeit" nennen. (800 bis 1300). Sie fällt zusammen mit der fränkischen Innenkolonisation unseres Gebiets. Fast alle Siedlungen des Siegerlandes, Westerwaldes, Sauerlandes und des Dillgebietes sind in dieser Zeit entstanden.

Eindeutig und scharf getrennt liegen im Siegerland die vielen vorgeschichtlichen und mittelalterlichen Hüttenplätze nebeneinander. Die frühesten urkundlichen Belege über das Eisen im Siegerland reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. 1889 wird aus Siegen bereits ein Stahlschmied erwähnt. (Lutzo, Stalsmit). Im Westerwald und im Dillgebiet begegnen wir diesen Urkunden erst im 15. Jahrhundert. Über Gewinnung und Verbreitung des Eisens sagen sie nichts aus.

Erst die Spatenforschung der letzten 20 Jahre hat uns durch Scherbenfunde nicht nur ein paar Jahrhunderte weiter zurückführen können, sondern auch die Art und Weise dieser Verhüttung entschlossen.

Dieser technischen Entwicklung gilt es nun im einzelnen näherzutreten.

Was die Lage der Rennfeuer anbetrifft, (von renen, rinnend machen: die Arbeit zur Erzeugung von schmiedbarem Eisen unmittelbar im Ofen) so war sie die gleiche wie bei vorgeschichtl. Hüttenleuten, Sie war in erster Linie vom Wasser und vom Holz abhängig. Die Eisenschmelzen wurden an den waldreichen Seifen und Quellen der Berge gebaut.

Wenn auch im Anfang nur für den eigenen Hausgebrauch gehüttet worden ist, so gewannen die Rennfeuer im Zuge der weiteren Besiedlung, als sie bald zu Hunderten rauchten und glühten, besondere Bedeutung auch für die gewerbsmäßige Herstellung des Eisens zu Gebrauchsgegenständen und Waffen. Das ausgeschmiedete Eisen war jedenfalls eine sehr bgehrte Handelsware. Besonders große

*) „Deine Heimat", Oktober 1950: „Von den vorgeschichtlichen Eisenhüttenleuten und Ackerbausiedlern des Siegerlandes und seiner Grenzgebiete".

Schlackenhalden der Rennfeuerverhüttung mit vielen hundert Tonnen Inhalt in der Nähe wichtiger Straßen legen davon Zeugnis ab.

Der gewaltige Bedarf an Holzkohle zwang die mittelalterlichen Hüttenleute dem Holze nachzugehen. An Eisenstein war kein Mangel, er konnte überall geschürft werden. Man beschränkte sich zunächst nur auf den Abbau des hochprozentigen Brauneisensteins und des Eisenglanzes im steinbruchartigen Nachreißen der zu Tage tretenden Gänge. Erst im 12. oder 13. Jahrhundert setzt der Abbau in Stollen und Gesenken ein.

Der Eisenstein brauchte nicht in unmittelbarer Nähe der Hüttenplätze zu sein und konnte auf Karren oder durch Tragtiere herbeigeschafft werden. In die östlichen Gebiete des Siegerlandes wurde auch viel Dillenburger Roteisenstein eingeführt. Der Transport geschah durch Esel über die Kalteiche und Haincher Höhe zu den hier liegenden Hüttenplätzen, wie es die dort gefundenen Roteisenerze und Hufeisen wie auch die Bezeichnung „Eselsweg“ bezeugen. Er führte über die Haincher Höhe an Anshausen und Flammersbach vorbei bis nach Siegen.

Das Eisenerz wurde auf dem Hüttenplatz zerkleinert und auf einem offenen Holzfeuer geröstet. Rote „Feinerzschichten“ in der Nähe der Schmelzöfen sind wiederholt gefunden worden.

Das Holz, in der Hauptsache dünnes Astholz von Eiche, Buche, Birke und auch Weichhölzern wurde meist auf großen, flachen Meilerplätzen zu Holzkohle geköhlert.

Wenn auch die Eisengewinnung sich in ähnlicher Weise vollzog wie die Latenezeit, so waren doch immerhin einige Fortschritte gemacht worden. Trotz örtlicher Verschiedenheit war allen Rennfeuern gemeinsam ihr schachtförmiger Bau von etwa 1 m Höhe, ihr lichter Durchmesser von 3/4 bis 1 m und das künstliche Gebläse als Hand- oder Tretgebläse.

Die Öfen standen entweder ganz frei oder waren in der flachen Böschung des Seifens grubenartig eingetieft. Charakteristisch war ferner allen Rennfeuern ihre Einrichtung für den Schlackenabfluß in Vormulden und Rinnen.

Der etwa 20 bis 30 cm starke Lehmmantel der Eisenschmelzen war im freistehenden Teil des Ofens durch eingebautes Steinmaterial befestigt. Der angeschlackte innere, etwa 10 cm starke Ofenmantel war durch Kohlenstücke und Lettenlehm gegen den äußeren Mantel gut isoliert. Wenn er nach einigen Schmelzprozessen schadhaft wurde, konnte er erneuert werden. Die abblätternde Letteschicht verhinderte eine Deformierung der äußeren Ofenwand.

Der Boden des flachen oder flachgemuldeten Herdes bestand aus einer festgebakkenen Lehmschicht. Solche „Herdplatten“ konnten zuweilen auf einer Schlackenhalde festgestellt werden, die somit eine gute Isolierschicht auch nach dem Boden hin bildete.

Am Fuße der Ofenbrust befand sich das gewöhnlich mit Steinplatten abgestützte Feuerloch (etwa 30 x 40 cm). Während des Schmelzprozesses wurde es mit Lehm verschmiert und mit einer Düse versehen, durch welche nun auch die Gebläseluft in den Ofen gelangte.

Die Reduktion des Eisens erfolgte mit Hilfe der Holzkohle und der höheren Temperaturen, infolge des künstlichen Gebläses, etwas besser und schneller als in den vorgeschichtl. Windöfen. Die flüssiger gewordene Schlacke wurde vor beendigtem Schmelzprozeß durch das Stichloch abgelassen und ergoß sich in die Vormulde des Ofens. Durch Abschrecken, Hämern und mehrmaliges Anheizen im Schmelzofen oder in einem besonderen Herdfeuer gewann man ein vorzügliches Gebrauchseisen. Es stellte meist, je nach der Kohlung, ein Gemisch von Schmiede- und Stahleisen dar. Die einzelnen Stücke wurden gewöhnlich in Stangen von quadratischem oder rechteckigem Querschnitt von zwei bis drei Zentimeter Durchmesser am Hüttenplatz ausgeschmiedet.

In den folgenden Ausführungen sollen zunächst einige Siegerländer Rennfeuer genau beschrieben werden.

In der obersten Quellmulde im „Tiefen Seifen“ bei Gosenbach an einer größeren Schlackenhalle stand die Eisenschmelze unmittelbar am Rande der steilen Böschung. Am Abstichloch des Ofens befand sich, in den Böschungslehm eingestochen, eine senkrechte, 40 cm tiefe, halbkreisförmige Schlakkenabflußröhre mit einem oberen Durchmesser von 35 cm und einem unteren von 15 cm. Etwa 15 cm vom Boden der Röhre ab konnte die Schlacke weiterfließen in eine tieferliegende flache Mulde von 1 m Durchmesser. In der senkrechten Abflußröhre wurde ein stark zersetztes eisernes Schöpfgefäß gefunden, das dem unteren Teil eines Wassereimers glich. Leider wurde dasselbe beim Abfahren der Schlacke zerstört. Der Durchmesser des ebenen Ofenherdes betrug 90 cm. Der Lehmmantel des Ofens war bereits zerstört. Der zur Verhüttung gelangende Braun- und Tonisenstein konnte in nächster Nähe gewonnen werden. Besonders interessant war der Fund von gerundeten Eisenluppenstückchen oberhalb des Ofens mit Einstichlöchern einer Eisenstange, sog. Probierstücke des reduzierten Eisens, welche der Eisenschmelze kurz vor Beendigung des Schmelzprozesses entnommen wurden.

Die Grabung am Kopfende einer bereits abgefahrenen Schlackenhalde in der „Säubraas“ bei Obersetzen legte eine 3 1/2 m lange Schlackenrinne frei, welche die flache Böschung abwärts führte. Die Rinne war 15 bis 20 cm tief in den ursprünglichen Lehmboden

führte zu dem mit Steinplatten abgestürzten Feuerloch des Ofens, der bereits zerstört war. Die Muldensohle des Ofenherdes lag 45 m unter der ursprünglichen Oberfläche des Lehmbodens. In die Vormulde des Ofens mündete, von der flachen Böschung des Hanges kommend, eine schmale, bis 40 cm tiefe Wasserrinne, welche das Wasser von einer etwa 8 m weit entfernten Quelle rechts oberhalb des Ofens je nach Bedarf heranführen konnte. Am Grunde der Vormulde und der von ihr ausgehenden Schlackenrinne wurden noch kleine Eisenluppenstückchen gefunden.

In der obersten Quellmulde des nach dem Oberfischbacher Tal ausgehenden „Trülesseifen", fast 1 km westlich von Oberschelden, befindet sich unmittelbar an einer latènezeitlichen Schutthalde ein mittelalterlicher eingestochen, oben 20 cm, am Grunde 15 cm breit. Am oberen Ende erweiterte sie sich trichterförmig zu einer flachen Vormulde des Ofens von 60 cm Durchmesser. Letztere Hüttenplatz mit einem besonders interessanten Rinnensystem. Die mittelalterlichen Hüttenleute benutzten hier den alten Haldeninhalt - Manelstücke und Schlacken - um eine größere Arbeitsplatte mit dem kleingeschlagenen Materials dieser Stücke zusammen mit Lehm und Kohlenlösche aufzustampfen, die in der Mitte mit einer 2 m langen, 20 cm breiten und 20 cm tiefen Rinne versehen war. In einigem Abstand vom oberen Ende der Rinne stand der gänzlich abgetragene Eisenschmelzofen. Die Rinne endete mit einer etwa 40 cm tiefen, beckenartigen Erweiterung. In dieser konnte das Wasser von einem Quell seitwärts der Platte je nach Bedarf zugeleitet werden.

Ein ebenfalls ganz interessantes Schlakkenabflußsystem konnte ich am „Gingeshänchen", am Ende eines von der „Alten Burg" bei Niederndorf nach dem Giebelwald sich hinziehenden Tälchens freilegen.

(Fortsetzung folgt).

# Ein altes Weistum des Hohen Gerichts in Altenkirchen

Im Koblenker Stadtarchiv befand sich ein altes Weistum über die Bestrafung eines Mordes in der Grafschaft Sayn aus dem ahre 1478. Ehe sein Wortlaut - in das heutige Schriftdeutsch übertragen - hier erfolgt, sei gestattet, das Wort Weistum kurz zu erklären.

In „Scholle und Strom, Rheinischer Agrargeschichtlicher Wortschatz" finden wir auf Seite 280 folgende Defination des Wortes:

„Zur germanischen Zeit kannte man noch kein geschriebenes Recht. Man urteilte nach Sitte und Brauch. Bei Gerichtsverhandlungen wurde auf das hingewiesen, was man nach bisheriger Auffassung und Überlieferung für Recht hielt. Das war das gewiesene Recht. Das Recht wurde aus dem Gewissen des Volkes heraus gewiesen und vorgetragen. Es waren altdeutsche Rechtsansprüche, die fest im Wissen des Volkes standen. Später wurden diese Rechtsübungen niedergeschrieben, die Niederschriften erhielten die Bezeichnung Weistümer."

Das Weistum des Altenforstes (Niederheingebiet) von 1486 schließt mit den Worten: „Dye gedechtnisse der mynschen vergeyt, dye geschryuven boichstaven, die aver blyuven (Die Gedächtnisse der Menschen vergehen, die geschriebenen Buchstaben aber bleiben)."

Und nun der Wortlaut des Weistums von Altenkirchen:

„Wir Wilhelm von Goldinghoben Schultheiß, Heyntze von Roede (Rott) Richter zu Flamsfelt (Flammersfeld), Johann Stockener Richter zu Meren (Mehren), Richter zu Berenbach (Birnbach), Heinrich Smyt Richter zu Hame (Hamm), und Johann von Bosenhusen (Busenhausen) Richter zu Altenkirchen, alle Schöffen des Hohen Gerichts von Altenkirchen tun gemeinsam kund und bekennen öffentlich in diesem Briefe daß wir auf heutigen Datum des Briefes des edeln wohlgeborenen Herrn, Herrn Gerhard Graf zu Sayn u. s. w. unseres gnädigen lieben Herrn Gericht zu Altenkirchen gehalten haben. So habe ich Wilhelm vorgenannt im Auftrag des vorgenannten meines gnädigen lieben Herrn ein Urteil vorgenannten Schöffen vorgetragen was ein Mann oder Mensch der einen Mord in meines gnädigen Herrn Lande tue (verdiene). Darauf haben wir Schöffen vorg. uns gemeinsam beraten und einträchtlich als Recht anerkannt wer einen Mord in unseres gnädigen Lieben Herrn vorg. Lande tut . . . wäre Frau oder Mann, den geben wir in des vorg. unseres gnädigen Lieben Herrn Hand mit Leib und Gnade, dessen ich Wilhelm vorg. verkündet habe und zu dessen Beurkundung der Wahrheit haben wir Schultheiß und Schöffen unser Gerichtsschöffensiegel an den Brief gehangen, der gegeben ist in dem Jahre unseres Herrn tausend vierhundert acht und siebenzig auf Dienstag nach dem Sonntag Jubilate."

Allzuviel sagt das Weistum über die Verfolgung eines Mordes nicht aus. Interessant für den Heimatforscher darf aber die Feststellung sein, welche Orte einen Ortsrichter hatten, die gleichzeitig Schöffen des Hohen Gerichtes in Altenkirchen waren. Für Flammersfeld dürfte es der erste urkundlich erwähnte Richter überhaupt sein. -K-

# Zacharias Stazelius / Eine heimatgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts, nach alten Urkunden von E. Kabwinkel

Ein stürmischer regennasser Herbsttag ging seinem Ende zu. In wildem Trommelwirbel schlug der Regen gegen die nach Westen gerichteten Fenster, und polternd riß der Sturm an den Strohdächern. Aber gleichwie der Sturm die Natur aufwühlte, hatte auch ein Sturm das Leben im Pfarrhaus zu Flammersfeld, hinter dessen niedrigen Fenstern ein trübes Licht blakte, in Aufregung versetzt.

Mit großen Schritten durchmaß der Pfarrherr Zacharias Stazelius die niedrige Stube Mehrfach murmelte er die jüngste Verfügung des vor kurzem zur Herrschaft gelangten Grafen Wilhelm I. von Sayn-Wittengenstein vor sich hin „... daß auf den 9. dieses der Anfang der Reformation gemacht werde, um zu sehen, wie sich die Geistlichen anstellen ...*) auf den 9. dieses ... auf den 9. dieses ...“ Dann brach es aus ihm heraus: „Herr mein Gott, wie soll ich das Bekenntnis zur reinen Lehre wie sie uns Dr. Martinus Luther brachte, lassen, um mich zu Calvin zu bekennen! Zu jenem Menschen, der Gesang und Orgelspiel als weltliche Lüste aus dem Gotteshause entfernen will! Gibt es denn ein schöneres Loben Gottes als im jubelnden Gesange der andächtigen Gemeinde und im aufbrausenden Tone der Orgel? Nein! Ich kann und will es nicht!

Da hob die Frau, dis bisher still an der Tischecke gesessen hatte, ihren Kopf und sah ihren Mann voll an. „Zacharias“, sprach sie dann, „kannst Du nicht an die Kinder denken, denen Du die Heimat nimmst, wenn Du des Grafen Befehl nicht folgst? Denke doch daran, daß im Worte steht: Ein jeglicher sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“

Da hielt der Pfarrer inne im erregten Auf und Ab. Schon wollte er eine zornige Antwort geben, doch dann hatte er sich wieder in der Gewalt. Mit gehobener Stimme, die immer mehr anschwoll, sprach er: „Der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat! Soll ich einem Erbschleicher Gewalt über mich einräumen? Nein! Nein! Und noch einmal: Nein! Ich stehe unter dem Worte Gottes, aber nicht unter dem eines meineidigen Wortbrechers. Hat nicht der Wittgensteiner, ehe ihm Graf Heinrich die Grafschaft zum Erbe gab, die Bedingung anerkannt, daß das lutherische Bekenntnis bestehen bleiben soll? Noch keine vier Wochen ist es her, und schon ordnet er an, daß auf den 9. dieses der Anfang mit der Reformation gemacht wird. Soll ich diesem Wortbrecher Gewalt über mich einräumen? Ich sagte es schon, Gewalt hat das Wort Gottes über mich, aber nicht dieser Erbschleicher.“

„Zacharias“, hob die Frau an zu sprechen, doch sogleich verstummte sie wieder. Leise wurde von draußen an das Fenster geklopft. Stazelius ging zur Tür. Herein trat ein vom Regen triefender Mann, der sich scheu umsah, ob außer den Pfarrersleuten keine unrechten Augen und Ohren zugegen wären. „Des Holzschnizters Sohn“, sprach der Pfarrer, „was führt Euch zu mir? Doch setzt Euch an den Ofen, wo Ihr die Kälte nicht so spürt!“ Nachdem sich der Fremde etwas von dem Marsche durch den atemraubenden Sturm erholt hatte, erzählte er mit flüsternder Stimme: „Der Präzeptor, der Rosenstein, hat dem Grafen berichtet, daß Ihr ein arger Lästerer seid. Er will selbst Pfarrherr zu Flammersfeld werden, weil's halt mehr einbringt, als die Kirchspielschule. In wenigen Tagen soll hier Kirchenvisitaton gehalten und dann sollen die Bilder in der Kirche zerstört werden. Mich ginge das alles ja nichts an. Ich hänge mit meiner ganzen Seele an der alten, rechtgläubigen Kirche und ...“ Als der Pfarrer aufbrausen wollte, winkte er mit der Hand und bat: „Laßt mich aussprechen, wir wollen nicht über die Religion handeln sondern über den Grund meines Kommens reden. Schon hat der Rosenstein den großen Jungen gesagt, sie sollen sich bereit halten, die Bilder aus der Kirche zu werfen. Auf dem Altar aber steht das letzte Schnitzwerk meines Vaters, die Pieta, sie treibt mich zu Euch, Herr Pfarrer. Laßt mich das Schnitzwerk aus der Kirche mitnehmen in ein Land, in dem man die schmerzensreiche Mutter Gottes noch verehrt und ihre Bilder in Ehren hält“. „Haltet ein“, rief der Pfarrer, „ich, der ich mich stets in aller Schärfe gegen die Bilderstürmer wandte, soll selbst Hand anlegen oder meine Bewilligung geben, das schönste Bildwerk aus meiner Kirche zu entfernen? „Nein, das kann und will ich nicht.“

Ruhig sprach der Fremde: „Herr Pfarrer, wollt Ihr in wenigen Tagen zusehen, wie rauhe Bauernbuben das Bildwerk vernichten? Ich kann es nicht, denn mein Vater schuf die Pieta. Fast sterbend noch, vollendete er das Werk. Drüben im Walde wartet ein Wagen meiner, laßt mich das Bildwerk mitnehmen und vor der Vernichtung bewahren.“

Noch lange gingen die Reden im Pfarrhaus hin und her. Dann gingen der Pfarrer und der Fremde zur Kirche. Keuchend, einen schweren Sack tragend, schritt der Fremde bald darauf von dannen. tazelius aber ging mit müden, schleppenden Schritten dem Pfarrhause zu.

*

Laut riefen die Glocken über das weite Land, und die Gläubigen des ganzen Kirchspiels folgten ihrem Rufe in hellen Scharen. Hatte es sich doch auf allen Dörfern herumgesprochen: Kircheninspektion durch den neuen Generalinspektor der Grafschfat! Der Susenbethus, so heißt er wohl, soll ein ganz Strenger sein und reformiert ist er durch und durch! Da wird der Pastor ja zeigen, ob er jetzt auch noch den Mu[illegible] hat, gegen

die Calvinischen zu predigen! So und ähnlich ging das Gerede, unter dem man sich der Kirche näherte.

Längst hatte sich die Kirche gefüllt, als die Glocken ihr Rufen einstellten. Kein Orgelspiel klang auf. Schon wurden die Menschn in den Bänken unruhig und sahen sich um. Da trat der Pfarrer vor den Altar „Da der Präzeptor heute verhindert ist, die Orgel zu spielen, singen wir ohne Orgel."

Schon stimmte er das Lutherlied von der „Festen Burg" an und als die zweite und dritte Strophe gesungen wurden, da spürten Inspektor Susenbethus und Hofprediger Hermanus, die in der ersten Bank saßen, daß es eine Kampfansage war. Die Gemeinde aber wußte, sie hatte ihrem Stazelius nicht zu viel zugetraut. Er würde sein Luthertum auch heute verteidigen. Nun hob sich die Stimme des Pfarrherrn laut und hell über den Gesang der Gemeinde:

„... nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, und Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
sie habens kein Gewinn,
das Reich muß uns doch bleiben!"

Die beiden Inspektoren waren sich einig, daß es eine Auseinandersetzung geben würde, wie kaum eine bisher. Sie wußten es, ehe der Pfarrer auf der Kanzel stand. Was ihnen aber dann von dort entgegendröhnte, hatten sie nicht erwartet.

Stazelius aber rief seine Anklagen in die Menge: „... Schwenktfelder und Wiedertäufer führen falsche Lehren, ebenso Papisten und Calvinische. Sie blasen alle in ein Horn. Ist gewesen der Calvinisten Altvater, Doctor Karlstadt, der Bilderstürmer, der die Bilder nicht leiden wollte, obgleich niemand war, der sie anbetete. Deswegen war der gute Mann Doctor Luther heftig über ihn erzürnt. Danach ist Zwinglius gekommen, der das ganze Schweizerland eingenommen hat und darinnen so greulich rumort hat, daß seine Lehre noch heute dort im Schwange ist. Calvinisten glauben an Träume. Hat einer gesagt, es sei ihm ein Geist im Traum erschienen, er wisse aber nicht, ob er schwarz oder weiß gewesen sei. Darauf habe ihm nun Jesus geantwortet, es sei der Teufel gewesen. Ist das rechte Lehre, an Träume zu glauben? Nein! Sie haben kiene Früchte. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es schreibt ein Doctor in Herborn, Christus sei nicht für alle Menschen gestorben. Er heißt Johann Piscator. Ich trage keine Scheu: Ist so ein dürres Männlein, steht wie im Tode, kann aber die Leute so fein überreden."*)

Als Susenbethus und Hermanus die Kirche verließen, um sich zum Mittagessen ins Pfarrhaus zu begeben, waren sie sich darüber einig, daß der Mann noch weit gefährlicher war, als aus den Berichten des Präzeptors und des Kirchenspielsrichters anzunehmen war.

Aus dem Schlosse Hachenburg schritten der Kirchspielsrichter Brandenburg von Flammersfeld und der ebenfalls in Flammesfeld amtierende Kirchspielspräzeptor Rosenstein. „Da seht Ihr's" eröffnete Rosenstein die Unterhaltung, „obwohl der Susenbethus ganz auf unserer Seite steht, hat er doch dem Herrn Grafen vorgeschlagen, den Stazelius noch über Winter in seinem Amte zu belassen. Aber der Herr Graf hat dem lutherischen Treiben in Flammersfeld ein Ende gemacht. In drei Tagen wird der Widersacher die Grafschaft verlassen."

Noch vieles wurde in der Angelegenheit gesprochen, denn der Weg von Hachenburg über Altenkirchen nach Flammersfeld war weit und zog sich gemächlich über Berg und Tal dahin.

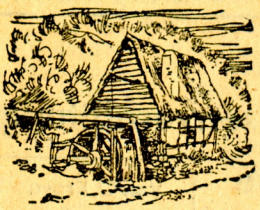
Die Glocken hatten ihr Rufen eingestellt, aber die Kirchgänger standen auf dem Kirchhof und durften die Kirche nicht betreten. Der Kirchspielsrichter hieß sie warten. Entgegen altem Brauche, sich noch dem Gottesdienste unter der Linde des Kirchhofs zu versammeln, geschah dies heute vor der Verkündung des Wortes Gottes. Doch der Grund sollte bald klar werden. Als einige Ruhe unter den Anwesnden eingetreten war, trat der Richter vor die Versammelten und gab bekannt, daß der lutherische Pfarrer Stazelius binnen zwei Tagen die Grafschaft Sayn zu verlassen habe. Der neue Pfarrer, der bereits heute sein Amt antrete, sei der bisherige Kirchspielspräzeptor Heinrich Rosenstein.

Allen aber, die sich nicht reformieren lassen wollten, gebe er den Befehl des Hochherrschaftlichen und Hochwohlgeborenen Herrn Grafen bekannt: „Soviel die Lutherischen aber angetroffen werden, wenn sie in benachbarte Kirchen laufen, sollen ihnen ihre Kleider weggenommen werden und wenn dies nicht helfen wolle, sollen sie gefangen gesetzt und dann unter Einbuße ihrer gesamten Habe aus dem Lande verwiesen werden."

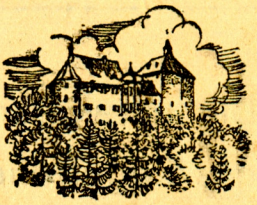
Wieder erhoben die Glocken ihre Stimmen. An der Spitze der Kirchgänger schritt Rosenstein, der neue Pfarrer, stolz als Sieger in die Kirche.

Zwei Tage später, während Rosenstein die Bildwerke aus der Kirche entfernen oder überkälken ließ, trat Stazelius seinen Leidensweg an. Nach fast neunjähriger Tätigkeit in Flammersfeld zog er mit seiner Familie davon. Als Vertriebener hin und her irrend, kam er 1621 nach Nieder-Saulheim, von wo er sieben Jahre später durch die Gegenreformation wieder vertrieben wurde. Dann ging sein Weg nach Langenschwalbach. Dort trug man ihn fünf Jahre später zu Grabe. Endlich heimgefunden!

**Schriftleitung: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., und Erwin Katzwinkel, Flammersfeld**
**Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., Siegener Straße 22**



# Deine HEIMAT



Juni 1954 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 2

## König Sommer

Nun fallen leise die Blüten ab,
und die jungen Früchte schwellen,
lächelnd steigt der Frühling in Grab
und tritt dem Sommer die Herrschaft ab,
dem starken, braunen Gesellen.

König Sommer bereist sein Land
bis an die fernsten Grenzen.
Die Ähren küssen ihm das Gewand;
er segnet sie alle mit reicher Hand,
wie stolz sie nun stehen und glänzen.

GUSTAV FALKE

# Die mittelalterliche „Rennfeuerzeit" der Eisenverhüttung des Siegerlandes und seiner Grenzgebiete

Von O. Krasa

(Fortsetzung und Schluß)

In den festen Lehmboden einer sanft geneigten Plattform von 1,70 m Breite mit steiler Böschung zu beiden Seiten war eine 5 m lange Abflußrinne eingestochen worden. Parallel von der Hauptrinne liefen noch zwei deutlich erkennbare 2½ m lange Nebenrinnen. Dieselben erweiterten sich stellenweise muldenförmig. Am oberen Ende der Hauptrinne befand sich quer zu ihr ein Stein. Die Haupt- und Nebenrinnen waren oben 30 cm, bzw. 20 cm breit und 15 bzw. 10 cm tief. Auch hier konnten noch zahlreiche kleine reduzierte Luppenstückchen am Grunde der Rinnen- und Muldenvertiefungen gefunden werden. Von dem Quellbach oberhalb der Ofenanlage konnte das Wasser zum Abschrecken der Schlacke zugeführt werden.

Am oberen Ende der Liebach, einem anmutigen Tälchen nordwestlich von Salchendorf, das an alten Hüttenplätzen reich ist, konnte ich im vorigen Sommer auf dem Plateau der steilen Uferböschung des Quellbaches eine alte Rennfeuerverhüttung aufdecken. Der Eisenschmelzofen lag unter einer 50 cm mächtigen Schuttschicht und war in den ursprünglichen Lehmboden etwa einen halben m eingetieft. Der äußere rot gebrannte Lehmmantel umschloß den eigentlichen Herd am hinteren Ende der Umfassung hufeisenförmig. Die Längsseiten maßen 1,30 m. Seine lichte Weite betrug an der Sohle 40 cm. Der innere Ofenmantel bestand aus graublauer Bachlette. Die freien Enden des 35 cm starken hufeisenförmigen Lehmmantels waren mit Bruchsteinen versehen. Offenbar war ehemals ein geschlossener Steinkanal vorhanden. Eine tiefe, runde Vormulde von 90 cm oberem Durchmesser schloß den Ofen nach vorn ab. Die Schlackenausfüllung war nicht mehr vorhanden. Nicht weit vom Rande der Mulde stand ein schöner Amboßstein, das abgeplattete Stück einer Basaltsäule. Weiterhin lehnte sich eine dünne Schicht rotbraunen Feinerzes an rotgebrannte Lehmstreifen an, die vom Rösten des kleingeschlagenen Roteisensteins herrühren mögen. Die große Schlackenhalde, welche sich die steile Böschung bis zum Quellbach hinunterzog, war zum größten Teil abgefahren.

Die waldreichen Täler und schluchtartigen Seifen des Giebelwaldes und des Windhahns weisen - neben einer bedeutenden vorgeschichtlichen Eisenverhüttung - besonders zahlreiche mittelalterliche Rennfeuer auf. Von den ausgedehnten Schlackenhalden derselben sind viele Hunderte von Tonnen Schlacken zum Wegebau oder zur Wiederverhüttung bereits abgefahren worden.

Wenn wir zuletzt noch einen Blick werfen auf die Nachbargebiete ds Siegerlandes, wo wir ähnliche Verhältnisse in Bezug auf die alte Eisenverhüttung antreffen, so mögen zum Vergleich die von Weiershausen im Hohen Westerwald und Dillgebiet entdeckten und vom ihm beschriebenen Rennfeuer dienen, auf die im engen Rahmen dieser Abhandlung nur kurz eingegangen sei.

Allein im Raume von Lautzenbrücken im Hohen Westerwald konnte Weiershausen 135 und in der Gegend von Manderbach und Frohnhausen im Dillgebiet 57 alte Hüttenplätze ausfindig machen und eine Anzahl näher untersuchen. Es handelt sich allerdings nur um meist kleine Verhüttungsstellen mit nur wenigen Tonnen Schlackeninhalt der dazu gehörenden Schutthalden. Weiershausen nennt sie treffend „Bauernrennfeuer". Sie gehen in ihren Anfängen bis in die nachkarolingische Zeit zurück und haben einige Jahrhunderte lang den örtlichen Bedarf der Bauernbevölkerung an Eisen decken können. Diese „Bauernrennfeuer" liegen an kleinen Wasserläufen, die hier „Sifen" genannt werden.

Fast alle untersuchten Eisenschmelzen der Verhüttungsplätze hatten einen in den Lehmboden 70 bis 100 cm eingetieften zylindrischen oder ovalen Schacht von 50 bis 70 cm lichter Weite. Die Gicht schloß oben mit einem Steinkranz ab, der oft nach den Seiten hin in ein förmliches Pflaster von eng anliegenden flachen Steinen überging. Die Auskleidung des Ofens bestand aus einer Lehmwand und einer dahinter sitzenden dünnen, grau gebrannten Letteschicht. Der Außenlehm der Grube war gewöhnlich 20 bis 30 cm tief rot gebrannt. Nach der abfallenden Böschung hin war ein Schlackenkanal eingetieft, der bis 1 m lang und 20 bis 30 cm breit war. Er stand mit der Herdmulde nur mit einem engen Abstichloch in Verbindung und war am anderen Ende beckenartig erweitert. Das Schlackenloch war durch eine allseitige Steinsetzung umschlossen. Auch der Schlackenkanal war mit Steinplatten zu beiden Seiten abgestützt. Am gegenüberliegenden Ende des Schlackenabflusses war eine entsprechende Vertiefung in den Lehmboden ausgehoben für das Gebläse. Diese Seite des Ofens enthielt das „Formloch" für die Blasebalgspitze mit einem Durchmesser von 7 bis 9 cm, das auch allseitig durch Steine gesichert war.

Eine besonders guterhaltene Eisenschmelze aus der Revierförsterei Frohnhausen im Dillgebiet ist ausgegraben worden und im

Museum des Eschenburgturmes bei Wissenbach ausgestellt worden.

Wie im Sigerland, so waren auch hier die Eisenfunde recht spärlich, was ja durch den damaligen hohen Wert des Eisens erklärlich ist, weil das kleinste Stück ausgeschmiedete Eisen mitgenommen wurde. Bruchstücke zeigten auch hier die Stangenform von quadratischem Querschnitt von 1 bis 2½ cm. Neben einem eisernen Schmiedehammer aus einem Westerwälder Rennfeuer wurden an zwei Stellen in mittelalterlichen Siegerländer Verhüttungsplätzen walzenförmige „Steinstössel" zum Ausschmieden gefunden.

Nach der Analyse von zwei Eisenbruchstücken aus „Bauernrennfeuern" durch Dipl.-Ingenieur Gilles handelt es sich um weiches Schmiedeeisen. Ein härteres, stahlähnliches Eisen ergab eine andere Analyse eines Siegerländer ausgeschmiedeten Stückes von 320 g mit 0,28 vH. C, das von der Charlottenhütte in Niederschelden zu einem 16 cm langen und 1,5 cm starken Stab ausgezogen werden konnte, zugleich auch ein Beweis für die Korrosionsbeständigkeit des alten Eisens.

Was nun die Frage der bewußten Herstellung von Schmiede- und Stahleisen in jener Zeit angeht, so kann gesagt werden, daß die Verfahren im Siegerland zumindest schon im 12. Jahrhundert bekannt gewesen sein mögen nach der urkundlichen Erwähnung eines Siegerländer Stahlschmiedes aus dem 13. Jahrhundert.

Die mittelalterliche Eisenverhüttung hat sich ständig weiterentwickelt bis zu der modernen Großindustrie unserer Zeit. Die kleinen primitiven Gebläseöfen der Rennfeuerzeit wurden mit der Zeit stärker gebaut und erhielten einen stärkeren festen äußeren Mantel aus Bruchsteinen und Lehm. Diese Stück- oder Wolfsöfen leiteten über zu den eigentlichen, zunächst zwei bis vier Meter hohen Hochöfen, als man die Wasserkraft der Bäche und Flüsse in den Dienst eines stärkeren Gebläses stellte. Bereits im 14. Jahrhundert kommen im Siegerland die ersten Blas- oder Massenhütten auf. Durch die höheren Temperaturen im Ofen fiel immer mehr Roheisen an. Man lernte allmählich es durch nochmaliges Schmelzen im Ofen in Schmiede- oder Stahleisen zurückzuverwandeln, bis die Entziehung des zu hohen Kohlengehaltes in besonderen „Frischherden", den späteren Hammerwerken, erfolgte. Die Produktion des Eisens stieg ständig an. Der Kunsteisenguß und die Geschützgießerei kommen in Siegen bereits im 15. Jahrhundert auf und gelangte dort zu hoher Blüte. Die Zünfte der Stahlschmiede, Massenbläser und Hammerschmiede waren die bedeutendsten im Lande und gelangten zu hohem Ansehen. Das Siegerland war wieder nach seinem „Dornröschenschlaf" im frühen Mittelalter zu dem bedeutendsten Eisengebiet Deutschlands geworden und ist es geblieben bis in unsere Tage.

# Die Grabrede / *Eine Anekdote von Wilh. Schäfer*

*Wir bringen hier eine Erzählung des bekannten Schriftstellers und Meisters der Kurzgeschichte Wilhelm Schäfer. Er will das Anekdotenhafte darstellen und hat die Anekdote zur Kunstform erhoben. Sein Vorbild dabei ist Johann Peter Hebel. An größeren Dichtungen sind von ihm bekannt der Pestalozziroman „Der Lebenstag eines Menschenfreundes" und „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele", eine dichterische Geschichte des deutschen Volkes. Die nachfolgende Erzählung spielt in unserer Heimat und ist deshalb für uns besonders reizvoll. Sie ist einem Anekdotenband des Dichters im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart, entnommen.*

In Altenkirchen auf dem Westerwald weiß man von einem Bürgermeister zu erzählen, der sich am offenen Grab die eigene Leichenrede hielt. Er war vordem Soldat gewesen, und zwar so, daß er im Jahre siebzig tapfere Taten verrichtet hätte, wenn er nicht gleich nach Weißenburg bei einem kühnen Ritt zur Nacht in einen Fanggraben und dadurch in die Hände der Franzosen geraten wäre, die ihn mit wenig Artigkeit und vieler Vorsicht in die Pyrenäen verschickten. Da saß der Hauptmann, der sich sein Leben lang auf Schießen und Schlagen gefreut hatte und weder in Schleswig noch gegen die Bayern so recht herangekommen war, viele Monate lang an einer wunderschönen Küste, aß gebackene Fische und trank den besten Rotwein, nicht anderes als ein Spezereihändler, der auf seinen zusammengekratzten Groschen in einem Badeörtchen den Rentner spielt.

Erst als die Einzugsfeier in Holz gerahmt in den deutschen Stuben hing und er nicht anders als ein Rivierabummler mit dem Schnellzug nach Koblenz kam, wo seine Frau indessen die Kriegsnachrichten, Tag für Tag zu vierzehn Riesenbündeln eingeklebt, wie Leinwandballen auf den Kleiderschrank gestapelt hatte; da las der Hauptmann von dem Krieg, in den er seinen Helm mit Eichenlaub so stolz hinein getragen hatte. Nun mag es für einen Lahmen ein Herzensjammer sein zu hören, wie die Gesunden mit rot und braun gebrannten Backen von Gletscher-

fahrten stolz erzählen: der Hauptmann aber hatte Glieder, stark und lang, wie nur ein Flügelmann. Als er zu Ende war mit Lesen - es waren einige Wochen hingegangen - gingen die Falten über seiner schönen Nase, nur zum Versuch hingesetzt, nicht mehr fort.

Es fehlte nicht an solchen, die sein Mißgeschick begriffen, auch legten sie ihm nahe, daß man in seinem Unglück die Tapferkeit nicht unterschätze. Er aber mochte nicht nach Knabenart den Krieg nur spielen, nachdem die anderen einen harten Ernst daraus erfahren hatten. Wenn sie bei ihren Liebesmahlen in mannhafter Fröhlichkeit dasaßen und nicht anhalten konnten, vom großen Kampf zu reden, dann sah er seine Finger zart auf dem Leinen liegen. Er mochte nicht erwarten, daß seine Kameraden ihm die gutgenährten Glieder und den starken Bauch bespötteln würden: nach einem verdrossen hingeschleppten Vierteljahr nahm er den Abschied, setzte Frau und Tochter auf einen Wagen und ritt leidmütig dahinterher, zum Westerwald hinauf nach Altenkirchen, wo die Regierung ihm für seinen Hauptmannsrock ein Bürgermeisteramt umtauschen wollte, und wo er noch von seiner Mutter her ein Haus besaß, mit hohen Lebensbäumen vor der Tür und Haferfeldern hinter dem Garten.

Da ritt er noch manches Jahr über die Landstraßen, die mit Eschen, manchmal mit Tannen, eingefaßt auf kahle Höhen, durch dichte Wälder führen, oft aber auch an Wiesenbreiten und lustigen Bächen mit Huflattich und Erlengebüsch vorbei um eine Mühle schlängeln oder sich durch Enten und nassen Lehm in ein Dorf verlieren, um oben an dem Kirchhof wieder in den Wald hinauf zu steigen: so wie ein halbes Stündchen von Altenkirchen der Turm von Almersbach abseits auf einem Hügel steht. Die Kirche hängt daran nicht größer als sonst wohl eine Sakristei, der Turm steht, weiß gekalkt und dick mit seiner stumpfen Schieferhaube, wie wenn ein weißer Mönch da über'm Wiesentale in Träumerei geraten wäre. Von der Straße geht der Weg zu ihm hinunter durch einen Kirchhof, wo die Heckenbeeren roter und leckerer sind als weit herum. Auf diesem Kirchhofe hielt der abgedankte Hauptmann sich als Bürgermeister von Altenkirchen die eigene Leichenrede.

Als er an einem Herbsttag, klar und kühl wie Moselwein, vom Wald herunter an den Hügel von Almersbach geritten kam - er hielt sein Pferd im Schritt, seidem ihm seine Frau gestorben war, wie wenn er traben und galoppieren nicht mehr vertragen könnte, und war doch trotz dem weißen Schnurrbart noch recht ein kräftiger Kerl -, trappelte von der Seite auf den Weg ein Leichenzug, an dem alles in Ordnung war: der Leiterwagen mit dem Sarg, die weißen Taschentücher in den Händen der Leichenträger, Männer und Frauen in Umschlagtüchern, auch Kinder genug, um eine schöne Predigt anzuhören, nur der sie halten sollte, war nicht da; und weil es ohne Pfarrer keine Christenleiche ist, so sah es traurig aus, wie sie mit ihrem Toten gefahren kamen. Der Bürgermeister hielt mit seinem Pferd seitwärts im Gras, und alle kannten und grüßten ihn, der wie auf eine Kompanie hinunter sah. Als sie durch das saubere Tor im Kirchhof waren, den sie mit ihren Köpfen in der hohen Hecke wie einen grünen Korb mit schwarzen Kirschen füllten, als das Geschwätz aufhörte und einige Befehle kamen, wie wenn nun eine Übung auf dem Exerzierplatz anfangen sollte, stand er mit seinem Fuchs noch still und beiseite im Gras. Danach - der Sarg war schon ins Grab gelassen, die Leute standen schweigend da und warteten auf ihre Gewohnheit, wo sonst die Rede des Pfarrers kommen mußte - stieg er vom Pferd und band die Zügel an den ersten der schlanken Tannenstämme vor dem Tor, steckte die Reitpeitsche in den Stiefel und ging hinein. Zuhinterst quengelten zwei Weißköpfe, die sich nicht mehr vordrängen konnten; die fragte er gleichmütig nach dem Pfarrer. Der eine hatte rote Augenränder und einen offenen Mund, der andere war trotz seines Alters noch ein harter Kerl und fing nach Bauernart an zu mäkeln: daß, wer sich selber vom Leben brächte, keinen Leichenspruch verdiene wie ein Christenmensch.

Indessen sich die Köpfe der anderen nach ihm umwandten, fragte er im kurzen Hauptmannston: warum dem Alten das Leben leid geworden wäre? Und weil der alte Kerl nur albern lachte, wobei der mit den Augenrändern nach Kräften half, drängte er sich durch an eine Frau, die ehrlich weinte und ihm mit dem Vergnügen einer echten Traurigkeit erzählte, wie ihrem Bruder der Hof verkauft und danach das Leben leid geworden wäre. Das wurde eine Erzählung, daß sie alle die Hälse nach ihr reckten. Und weil es dem Bürgermeister war, als ob die vielen Augen etwas von ihm wollten, auch weil er nicht gewohnt war, hinter den Leuten herum zu stehen, ging er mitten durch bis an das Grab, wo er sie alle wie zur Parole um sich versammelt hatte. Da stand er mit geschlossenen Hacken, sah auf das steinige Loch und auf den schwarzgestrichenen Sarg darin, dann in den Himmel, der an keinem Tage des Jahres so blau gestanden hatte, hinter rotem Laub und dunkelgrünen Tannen, nahm seinen Hut wie einen Helm in seine Reithandschuhe und fing seine Grabrede an. Nicht im Namen Gottes und des Königs, sondern dessen, der da unten lag in offener Erde, auf der die anderen noch mit lebendigen Füßen standen.

Er mochte anfänglich nur ein paar Menschenworte gewollt haben, für die Ohren, die in Gewohnheit darauf warteten. Doch wie er davon sprach, daß diesem Manne sein Haus und seine Äcker mehr gewesen wären als sein Besitz: als er den Boden verlassen mußte, den seine Väter für ihn bereitet hat-

ten, mit dem Geruch blühender Kornfelder, als er ihn hergeben mußte, wie wenn sie ihm den Rock vom Leibe zögen - der Bürgermeister wußte gar nichts von dem Mann, er brachte das nur vor, um den Leuten recht ans Herz zu gehen; aber bei dem Ruck fuhr es ihm selber in die Brust. In seine Worte, die recht in breiten Pfarrersätzen hingeflossen waren, kam der kurze Hauptmannston zurück. Der machte seine Stimme scharf und hell, daß aus der Leichenrede ein Bekenntnis wurde unter sonnigem Herbsthimmel vor einem offenen Grabe; von einem Menschen, der in seiner Sache ein Hammer auf dem Amboß gewesen wäre, den man hinausgeworfen hätte aus den blauen Schmiedefunken, wie man ein nasses Seil ins Gras zum Trocknen legt.

Es wurde ein Bekenntnis mit Worten wie geworfene Messer, die alle auf ihn selber zurückflogen: Und wem der Herrgott seinen Platz wegnahm, hat auf der Welt nichts mehr zu suchen!

Als er das sagte, der nun breitbeinig in seinen Reitstiefeln stand, fuhr er sich mit seinem Arm in einem mächtigen Schwung an den Hals, wie wenn er den ganzen Himmel hätte durchschneiden wollen, sah über den Ellbogen wohl eine Minute lang in das braune Loch, indessen ihm die weißen Schnurrbartfäden naß auf dem Ärmel hingen; nahm danach sacht die Hacken aneinander und ging mit kurzer Wendung hinaus zu seinem Pferd.

Die meisten drängten nach und sahen ihn versunken stehn bei seinem Tier, bis er den Zügel losband und in den Sattel stieg. Das erste Stück im Schritt wie sonst, danach, wie wenn es dem Gaul von selber käme, aus kurzem Trab übersetzend in einen prachtvollen Galopp. Gleich bei den ersten Sätzen verlor er seinen Hut; und so - bloßköpfig, und die Peitsche gleich einem Säbel in der Faust - sahen ihn die Bauern durch die Eschenallee hinunter jagen.

Es war zum letztenmal, daß er sein Pferd bestieg; nicht so, als ob er an der Grabrede gestorben wäre. Er lebte noch sehr viele Jahre als stiller, alter Herr in seinem Garten an den Haferfeldern. Nur war er nicht mehr Bürgermeister. Als ihm so etwas wie ein Verweis zukam, daß er als bürgerliche Behörde der Kirche Ärgernis gegeben habe, entledigte er sich seines Amtes, das ihm solch ein Papier auf seinen Schreibtisch bringen konnte. Seitdem ging jeden Abend einmal wohl die grüne Haustür auf, wenn seine Tochter, schwarz und schweigsam, mit der Tasche heraustrat, um einzuholen. Ihn selber aber sah man nicht mehr zwischen den hohen Lebensbäumen, auch hinter den gebukkelten Scheiben nicht. Und nur die Nachbarn wußten von der scheuen Art des alten Herrn, den langen Mittelweg in seinem Garten auf und ab zu gehen und zu verschwinden, wenn eine Menschenstimme in die Nähe kam.

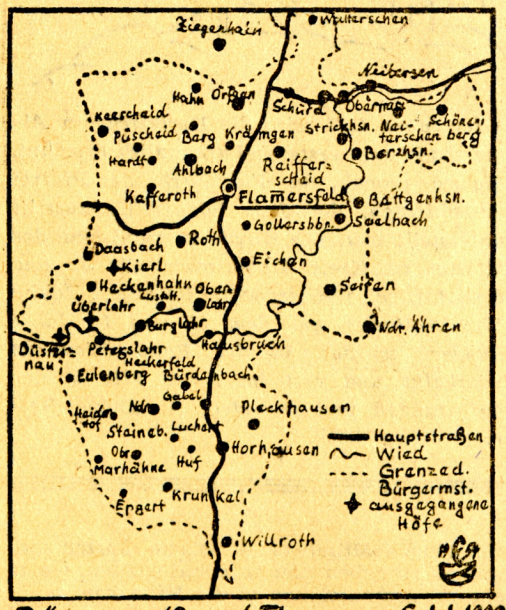
So wäre das Gedächtnis seiner Grabrede still mit ihm vergangen, wenn nicht sein Testament eigen daran erinnert hätte. Seit dem Tod seiner Frau war schon im Erbbegräbnis Platz für ihn und seinen Namen auf einer breiten Marmorplatte. Da forderte sein letzter Wille, daß sie ihn drüben bei dem Turm von Almersbach begraben möchten. Nicht Kreuz noch Grabstein durften sie auf seine Stätte setzen, wie wenn er auch in dieser Einsamkeit sein Leben als überflüssig verschweigen wollte, nur einen Felsblock, unbehauen und ohne Schrift auf seinen Hügel wälzen. Der ist nun längst daran, in Gras und Glockenblumen zu versinken; gleich ihm ein kleiner Stein vom selben Felsen, der wie ein Kind bei seinem Vater daneben auf dem Grab der Tochter liegt.

# Die Kirche in Almersbach

*Im Jahre 1131 wird die Dorfkirche in Almersbach zum erstenmal urkundlich erwähnt. Sie war damals eine Filialkirche der Pfarrei Altenkirchen, die dem Bonner Cassiusstift unterstellt war. Die Kirche ist wohl eine der ältesten im Kreis Altenkirchen. Sie ist eine dreischiffige, flachgedeckte Basilika. Reiche Wandmalereien aus dem 13. und 14. Jahrhundert wurden in der Reformationszeit überkalkt und erst im Jahre 1914 wieder aufgefunden und freigelegt (s. „Deine Heimat" Jahrg. 1950).*

# Düsternau / *Was eine alte Karte erzählt*

Nach alter Überlieferung des Volksmundes war der Herrensitz Düsternau bei Peterslahr eine Wasserburg. Der Name, der als düstere - dunkle - Au gedeutet wird, läßt auch darauf schließen, daß der Hof in einer Au gelegen haben muß und somit sicherlich alle Voraussetzungen für eine Wasserburg gegeben waren Urkundenmäßig habe sich bisher keine Unterlagen darüber finden können, daß das Adelige Hofgut Düsterau -wie es in späteren Berichten und Aufzeichnungen genannt wird - eine Wasserburg gewesen sei. Zwar spricht




**Bürgermeisterei Flammersfeld 1882**

Ernst Sayn in seiner Arbeit „Freiherr Bernhard Konstantin Friedrich Johann Vinzenz Maria von Schönebeck", (Deine Heimat 1950, Nr. 5) auch von der Wasserburg Düsternau, doch nehme ich an, daß er dabei auf die allgemeine Überlieferung zurückgegriffen hat. Das gleiche gilt für meine Arbeit „Ausgegangene Siedlungen im Kirchspiel Flammersfeld" (Deine Heimat 1951, Nr. 7), in der ich ebenfalls von der Wasserburg Düsternau gesprochen habe.

Nun ist Düsternau, seitdem der Hof ausgegangen ist, eine Flurbezeichnung zwischen Peterslahr und Ehrenstein und in der Nähe des Steins-Hofes, jedoch rechts der Wied gelegen. Es besteht aber kaum eine Möglichkeit, daß auf der rechten Wiedseite, auf der die Höhen bis an die Wied herankommen, eine Wasserburg gelegen haben kann. Links der Wied kann sie aber nicht gelegen haben, da die Wied die Grenze der Grafschaft Sayn bildete, Düsternau aber zur Grafschaft Sayn gehörte. Düsternau kann also nach dieser Lage keine Wasserburg gewesen sein, sondern nur einer der üblichen Herrschaftssitze des Westerwaldes.

Dieser Tage nun hatte ich Gelegenheit, Einblick in eine alte amtliche Entfernungskarte zu nehmen. Die Karte wurde im Jahre 1882 unter Benutzung von Kataster- und Generalstabskarten bearbeitet und enthält noch die - damals schon untergegangenen - Höfe Düsternau, Ueberlahr und Kierl. (Siehe Abb.). Nach dieser Karte lag Düsternau ungefähr an der Stelle, an der sich der nach dem ersten Weltkrieg neu errichtete Hof Düsternau befindet, nur etwas näher an der Wied. Trotz dieser näheren Lage zur Wied - es sind dort heute noch ehemalige Keller festzustellen - war die Lage immerhin noch so hoch am Hang, daß die Anlage einer Wasserburg undenkbar scheint. Da diese Karte eine amtliche Veröffentlichung darstellt und an Hand von genauesten Unterlagen angefertigt wurde, darf wohl damit entschieden sein, daß die „Wasserburg" Düsternau, wie so manche mündliche Überlieferung, in das Reich der Phantasie gehört und der Hof der Ritter von Düsternau nur ein sogenanntes „Festes Haus" gewesen ist. Aber auch sonst ist diese Entfernungskarte für den Heimatforscher noch von Interesse. Hier findet er noch alte Schreibweisen von Ortschaften, inzwischen ausgegangene Orte usw. Im Kirchspiel Flammersfeld finden wir z. B. die Ortsnamen Reiferscheid mit ff, Kescheid mit ee, Rott mit th und Kaffroth als Kafferoth geschrieben. Während jeder einzelstehende Hof verzeichnet ist, finden wir den Ort Ziegenhahn nicht. Er ist wohl mit dem zum Kirchspiel Mehren gehörenden Ziegenhain zusammengelegt. Aber auch für die übrigen Teile des Kreises Altenkirchen mag die Karte manches Interessante bringen. So lassen die Ortsnamen in der Betzdorfer Gegend Scheuerfeld, Dachsberg und Bruchen doch die Bedeutung des Ortsnamens sehr deutlich hervortreten.

**Katzwinkel.**

## Wanderlied

Wir sind jung, die Welt ist offen,
o du weite, schöne Welt!
Unsre Sehnsucht, unser Hoffen
zieht hinaus in Wald und Feld.
Bruder, laß den Kopf nicht hängen,
kannst ja noch die Sterne sehn!
Aufwärts blicken, vorwärts drängen:
Wir sind jung, und das ist schön!

Liegt dort hinter jenem Walde
nicht ein fernes, fremdes Land?
Blüht auf grüner Bergeshalde
nicht das Blümlein Unbekannt?
Laßt uns schweifen ins Gelände,
über Täler über Höhn!
Wo sich auch der Weg hinwende:
Wir sind jung, und das ist schön!

Auf denn, und die Sonne zeige
uns den Weg durch Feld und Hain.
Geht der Tag darob zur Neige,
leuchtet uns der Sterne Schein.
Bruder, schnall den Rucksack über,
heute soll's ins Weite gehn.
Regen? Wind? Wir lachen drüber:
Wir sind jung, und das ist schön!

JÜRGEN BRAND

# Ein Vater an seinen Sohn

Einen besonderen Rat will ich dir geben, für den du mir oft und mit Jubel danken wirst. Spare für Ferienreisen! Wenn du noch so schmal gehalten wirst, so wirf dir, wenn du willst, jeden Tag ein Scherflein ab, ohne daß du deshalb darben mußt. Aus diesem kleinen täglichen Scherflein erwachsen dir herrliche Tage und Wochen. Wenn ich jetzt im Schatten des Baumes so für mich hinträume, so sehe ich dich, mein Junge, bisweilen auf der Wanderschaft, frisch und flink, im leichten, netten Gewand, das Ränzlein auf dem Rücken, den Stock in der Hand; lustig über Berg und Tal! Kind, die Welt ist so unbeschreiblich schön, wenn man sie mit gesunden Gliedern durchwandert, mit jungen Augen anschaut! Geh hinein in unser Bergland und schau die Pracht, die mich, deinen Vater, oft so selig gemacht, und besuch die schlichten guten Menschen, und sei freundlich mit ihnen und ehre sie, wenngleich sie nicht so viel wissen wie du. Sie wissen dennoch mehr! Glaube es mir und schätze niemand gering, außer den schlechten, und halte niemand für schlecht, außer du bist dreimal davon überzeugt worden. Verlasse dich aber niemals auf fremden Beistand, wo du dir helfen kannst.

Wenn du es verstehst, Menschen zu erfassen, aber nicht so, wie ihr Bild sich in dir spiegelt, sondern wie sie sind, wenn du ein offenes Auge hast für das Gute und Große, das in ihrem Leben ist, so wirst du in den Ferien zunehmen an Weisheit, so wie du im Studienjahr an Wissen zugenommen hast.

Den Schatz, der für dich in den Menschen liegt, wirst du früher erkennen als den, der in der Schönheit und Größe der Natur, be-

sonders der landschaftlichen Natur, für dein Gemüt bewahrt ist. Aber bereite dich für diese Offenbarung schon in deiner Jugend vor, wozu dir die Ferienreisen die schönste Gelegenheit bieten.

Ich freue mich in Gedanken, wie du reisen wirst, mein Sohn. Aber durchlaufe die Gegenden nicht, reise mit Bedacht. Weiche so wenig wie möglich von dem mit einsichtsvollen Freunden aufgestellten Reiseplan ab. In den Morgenstunden wandere, in der heißen Tageszeit ruhe und nähre deinen Geist in einem guten Buch oder einer anderen Gesellschaft. Im Einkehrhause sei bescheiden und mäßig. Bewahre dich gesund.

Mir sind in meinem Leben viele und mannigfaltige Freuden beschieden gewesen, und zu den schönsten und reinsten gehören meine Fußwanderungen. Die wünsche ich auch dir!

Peter Rosegger

# Von unseren Jugendherbergen

Es ist noch kein halbes Jahrhundert her, da kannte man in Deutschland noch keine Jugendherbergen. Sie entstanden, als in der Zeit der Jugendbewegung die jungen Menschen aus der Großstadt hinaus auf das Land zogen, um für kurze Zeit Freude und Erholung in der Natur zu suchen. Man brauchte eine einfache und schöne Herberge, einen Platz zum Plaudern, Singen und Musizieren, einfache und kräftige Nahrung, die man sich zur Not selber zubereiten konnte und einen sauberen, luftigen Schlafsaal.

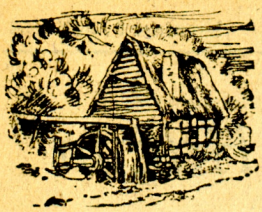
Im Jahre 1901 kam ein ostpreußischer Landlehrer nach Gelsenkirchen ins Ruhrgebiet. Hier arbeitete und lebte er mit einer Jugend zusammen, die sich danach sehnte, aus der Enge der Zechen und Fabriken ab und zu hinauszukommen und in die Berge und Täler des Sauerlandes, des Weserberglandes oder des Westerwaldes zu wandern. Manche jungen Menschen aber wußten noch nichts von der Schönheit des Wanderns und der Heimat, sondern sie kannten nur die rußige Stadt der rauchenden Schornsteine und Hochöfen. Richard Schirrmann, der Lehrer, erbarmte sich dieser Jugend, nahm sich ihrer an und wanderte mit Jungen und Mädchen hinaus in das Land. Es war aber keine leichte Sache, eine solche Wanderfahrt zu unternehmen, die sich über mehrere Tage erstreckte, denn es fehlte die Möglichkeit zu übernachten. Damals war es üblich, das Nachtquartier bei den Bauern in der Scheune zu suchen. Das aber führte oft zu Schwierigkeiten, und Richard Schirrmann sann darauf, wie man Abhilfe schaffen könnte.

Einige Jahre später wurde er als Lehrer nach Altena versetzt. Auch mit seiner neuen Schulklasse machte er größere und kleinere Wanderungen. Aber seine Jungen und Mädchen aus dem Ruhrgebiet konnte er nicht vergessen. Im Jahre 1909 richtete er auf der Burg in Altena die erste Herberge für die wandernde Jugend ein und nannte dieses Heim einfach „Jugendherberge". Aber mit einer einzigen Herberge dieser Art war noch nichts getan, und Richard Schirrmann begann auf seine Art für sein neues Werk zu werben. Es wurde gesammelt in großen und vielen kleinen Geldbeträgen, und es gelang, einige weitere Herbergen einzurichten. Die wandernde Jugend war neben Schirrmann der beste Motor des Jugendherbergswerkes. Im Jahre 1914 gab es bereits 200 Herbergen. Nach dem Kriege entwickelte sich das Werk sehr schnell aufwärts, und es gab in guten Zeiten etwa 2100 Jugendherbergen, in denen jährlich vier Millionen Übernachtungen gezählt wurden.

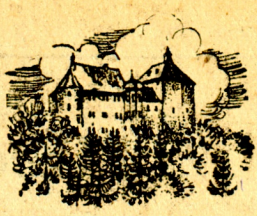
Der zweite Weltkrieg und die darauf folgende Wohnungsnot wurden für das Werk Richard Schirrmanns ein Verhängnis, und nur langsam kann in diesen Jahren unter größten Schwierigkeiten und Opfern eine Jugendherberge nach der anderen wieder eröffnet werden. Auch Richard Schirrmann ist noch tätig und hilft, daß sein Lebenswerk zum Glück der Jugend aufrecht erhalten bleibt. Er wohnt heute in Grävenwiesbach im Taunus und konnte im vergangenen Monat seinen 80. Geburtstag feiern.

Eine der bekanntesten Jugendherbergen in ganz Westdeutschland ist die Freusburg. Nicht weit von Kirchen an der Sieg steht sie auf steilem Berge als wehrhafte und stolze Ritterburg aus längst vergangenen Zeiten. Sie wurde um das Jahr 1100 von den Grafen von Freusburg erbaut und kam später an das saynische Geschlecht. Sie war einmal Sitz eines Femgerichtes, und einer der Herren von Sayn durfte als Freigraf dort Recht sprechen. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wurde die Burg der Gräfin Luise Juliane zugesprochen. Später ist sie dann immer mehr verfallen. Im Jahre 1928 wurde sie zu einer einzigartig schönen Jugendherberge hergerichtet und hat seitdem als „Jugendburg Freusburg" immer eine sehr hohe Besucherzahl zu verzeichnen. Bekannt und gern besucht sind auch die Singeveranstaltungen, Jugendmusikwochen und Volkstanztreffen, die in regelmäßiger Reihenfolge auf der Freusburg stattfinden. Wer einmal dort war, den wird es immer wieder hinziehen zur schönen und stolzen Freusburg.

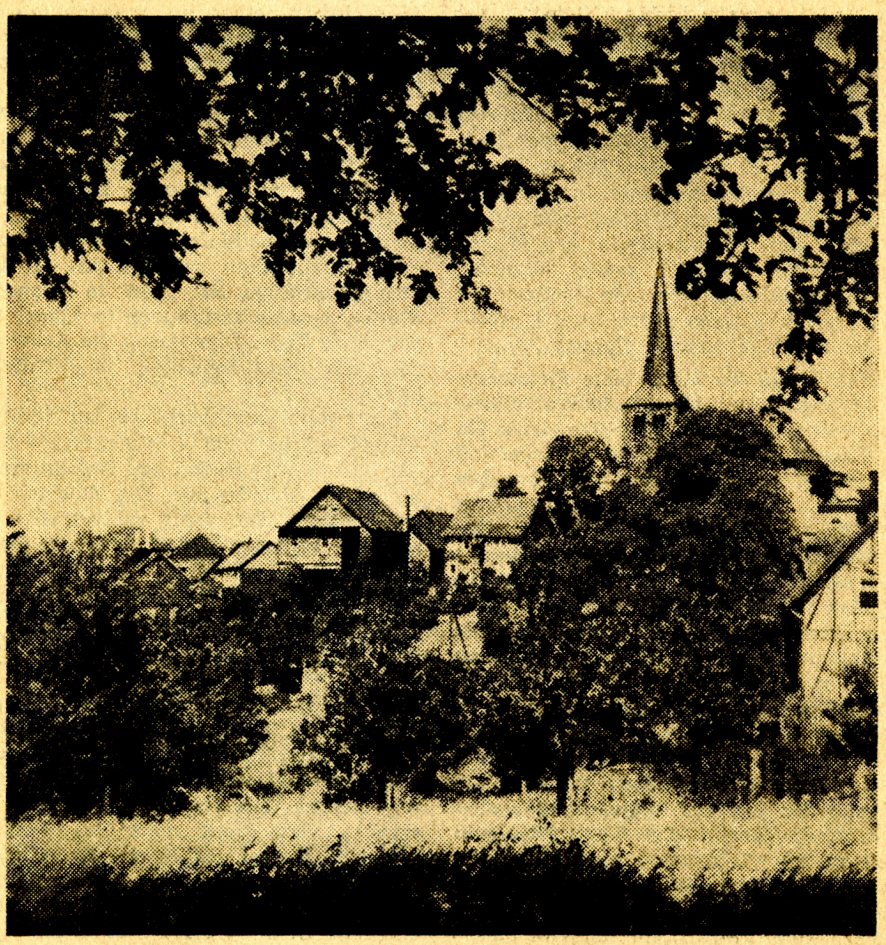
Schriftleitung: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., und Erwin Katzwinkel, Flammersfeld
Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., Siegener Straße 22



# Deine HEIMAT



Juli 1984 | Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen | Nummer 3



HAMM AN DER SIEG

Wohlauf in Gottes schöne Welt, lebe wohl, ade!
Die Luft ist blau und grün das Feld, lebe wohl, ade!
Die Berge glühn wie Edelstein,
ich wandre mit dem Sonnenschein,
ins weite Land hinein.

Die traute Stadt am Bergeshang, lebe wohl, ade!
du hoher Turm, du Glockenklang, lebe wohl, ade!
Ihr Häuser alle wohlbekannt,
noch einmal wink ich mit der Hand,
und nun seitab gewandt!

An einem Wege fließt der Bach, lebe wohl, ade!
der ruft den letzten Gruß mir nach, lebe wohl, ade!
Ach Gott, da wird's so eigen mir,
so milde wehn die Lüfte hier,
als wär's ein Gruß von dir!

# Zur Geologie des Amtes Hamm

von H. G. Helzer

*Von dem Alter unserer Erde können wir uns schwerlich eine Vorstellung machen. Wir laufen oder fahren auf ihr herum und wissen durchweg wenig von ihr und ihrer Geschichte. Dabei tappt man bei der Erforschung der Erdschichten unter unserer Heimat noch nicht einmal so im Dunkeln wie vielleicht anderwärts. Seit Jahrhunderten bemühen sich die Menschen in unserm Raum, der Erde ihre Schätze zu entreißen. Bei der Suche nach dem begehrten Eisenstein fand man auch das andere Gestein, und beim Brechen der Gauwacke in den Steinbrüchen trat manches zutage, was die Geologen interessierte. So wollen wir heute einen kleinen Blick in die geologische Struktur unserer Heimat tun.*

Wenn man auf der Höhe beim Flemmershof, am Wege von Pracht nach Weißenbrüchen, steht, liegt vor dem Beschauer ein weites Becken, das durch den Seelbach und seine Nebenbäche stark zertalt ist. In ihm finden sich als zentrale Punkte die Dörfer Pracht, Breitscheidt und Hamm. Der Gedanke liegt nahe, daß sich in diesem heutigen Becken in prähistorischer Zeit ein See staute, der sich dann später zwischen Rosbach und Schladern einen Abfluß schuf. Die Vermutung wird dadurch bestätigt, daß man bis zu 70 m über dem heutigen Wasserspiegel der Sieg Kies- und Geröllablagerungen fand.

Der Boden dieses Hammer Beckens, wenn diese Bezeichnung erlaubt ist, gehört genau so wie das Gestein der umgebenden Höhen diesseits und jenseits der Sieg, geologisch gesehen zu den Koblenzschichten des Rheinischen Schiefergebirges, die aus der Zeit des Devon vor etwa 600 Millionen Jahren stammen. Überlagerungen jüngerer Erdformationen fehlen, abgesehen von dem abgelagerten und angeschwemmten Erdreich in den Tälern, fast völlig. Lediglich am Beulskopf finden sich Eruptivgesteine, das heißt, Steine vulkanischen Ursprungs. Das kleine Vorkommen an Feldspatbasalt auf dem Beulskopf, der mit seinen 389 m Höhe die höchste Erhebung des westlichen Westerwaldes ist, wurde für den Wegebau ausgebeutet. Nur geringe Reste sind noch vorhanden.

Um die erdgeschichtliche Struktur im Hammer Raum dauzustellen, ist es vonnöten, zunächst einen größeren Überblick zu geben. Die Koblenzschichten ziehen sich von SW nach NO. In gesteinskundlicher Hinsicht lassen sich im westlichen Teil des Kreises Altenkirchen, etwa im sogenannten Unterkreis, drei durch die Verschiedenartigkeit der Gesteine charakterisierte Zonen erkennen.

Die erste Zone verläuft etwa von Scheuerfeld in südwestlicher Richtung über Brendebach, Giesenhausen bis Linkenbach an der Kreisgrenze bei Horhausen. Diese Zone wird von dünn geschichteten, hellfarbigen, glimmerreichen Tonschiefern gebildet, welche eine große Spaltbarkeit besitzen. Bei der Verwitterung zerfallen sie nicht in rhomboidake Stücke, sondern zerblättern in immer kleiner werdende Teile. Dies lassen die Äcker erkennen, die diese Schichten zum Untergrund haben.

Die zweite Zone reicht bis zur Linie Katzwinkel - Schönstein - Hilgenroth - Mehren. Sie besteht vorwiegend aus Tonschifern mannigfacher Abänderung. Die Gesteine dieser Zone eignen sich wenig zu baulichen Zwekken. Sie bestehen der Hauptmasse nach aus einem Tongestein mit Beimengungen von Quarz und Glimmer. Da sich dieser Tonschiefer stark zerklüftet, ist dem Wasser leichter Zutritt möglich, und wir finden daher das Gestein bis in größere Tiefe in eine lettenartige Masse umgewandelt.

Die dritte Zone, die hier besonders interessiert, weist in der Hauptsache Grauwacke und Grauwackenschiefer auf. Der Tonschiefer tritt zurück. Die Grauwacke treffen wir in starken, viele Meter mächtigen Bänken vor allem im Siegtal und in den Nebentälern an Hier finden wir größere Steinbruchanlagen. Die Grauwacke hat eine große Festigkeit und eine weißlich graue Färbung. Sie liefert sowohl Steine zum Hausbau als auch Pflaster- und Schottersteine zum Wegebau.

In der dritten Zone treten nur selten die für den Häuser- und Brückenbau sehr gesuchten Grauwackensandsteine auf. Diese brechen in starken Bänken und sind weniger von Kreuz- und Querklüften durchsetzt. Fundstellen solcher Steine liegen bei Holpe und Kuchhausen bei Leuscheid.

Neben den genannten Hauptbestandteilen haben die Gesteine des Devon stets einen Gehalt an Eisenoxyd und - in geringem

# Die Postkutsche

*Es melden Bücher und Sagen*
*so manches Wunderding*
*von einem gelben Wagen,*
*der durch die Lande ging.*
*Die Kutsche fuhr, man denke,*
*des Tages drei Meilen weit*
*und hielt vor jeder Schenke -*
*o gute, alte Zeit!*

*Es ward von den Passagieren*
*zuvor das Haus bestellt:*
*sie schieden von den Ihren,*
*als ging's ans End' der Welt.*
*Sie trugen die Louisdore*
*vernäht in Stiefel und Kleid,*
*im Sack zwei Feuerrohre -*
*o gute, alte Zeit,*

*Oft, wenn die Reisegenossen*
*sich sehnten nach Bett und Wirt,*
*da brummte der Schwager verdrossen:*
*„Potz Blitz! Ich hab mich verirrt!"*
*Von fern her Wolfsgeheule,*
*kein Obdach weit und breit;*
*es schnaubten zitternd die Gäule -*
*o gute, alte Zeit!*

*Auch war es nicht ergötzlich,*
*wenn mit gewaltigem Krach*
*in einem Hohlweg plötzlich*
*der Wagen zusammenbrach.*
*War nur ein Rad gebrochen,*
*so herrschte Fröhlichkeit,*
*mitunter brachen auch Knochen -*
*o gute, alte Zeit.*

Maße - kohlensaurem Kalk. Das kann man leicht am Kalkgehalt der Gewässer feststellen. - Durch die erodierende Einwirkung der Gewässer hat die Oberfläche der Erde die gegenwärtigen, in unserem Gebiet sehr stark ausgeprägten, Berg- und Talformen erhalten.

In jeder Erdperiode, da sich Veränderungen in der Schichtenlage vollzogen, entstanden wohl auch die Gangspaltungen, die sich später mit manganhaltigem Spateisenstein füllten. Diese Ganggruppen sind im Hammer Raum räumlich voneinander getrennt, im Gegensatz zum Kirchen-Herdorfer Gebiet. Das Merkmal der Erzgänge auf der Wasserscheide zwischen Nister-Sieg und Wied und im Gebiet von Au ist das Vorkommen von Kupferkies zusammen mit dem Spateisenstein. Als Beigaben finden sich Bleiglanz und Zinkblende. Die erste Auffüllung der Gangspalten geschah durch den Spateisenstein. Nahe der Erdoberfläche ist derselbe durch Eindringen von Wasser und Luft in Brauneisenstein umgewandelt Diese Umwandlung hörte bei der Grube Hohegrete schon bei 30 bis 40 Meter unter Tage auf. Doch kommen auch Verschiedenheiten vor. So fand man auf der zweiten Sohle der Grube Huth Spateisenstein, auf der dritten Sohle dagegen Brauneisenstein. Von dem Umwandlungsprozeß wurden auch Bleiglanz, Kupferkies und Zinkblende betroffen. Sie verwandelten sich in Vitriolblei, Rotkupfererz ud Malachit.

Das Vorkommen von Quarzgängen ist noch zu erwähnen. Sie sind besonders in der Grauwackenzone anzutreffen. So befindet sich ein mächtiger Quarzgang bei Hohensayn, andere Gänge wurden bei Marienthal und im Schacht der Grube Hohegrete festgestellt. Der Quarz ist stark eisenhaltig und geht teilweise in unreinen Brauneisenstein über.

Organische Reste, welche die Schichten als zum Devon gehörig kennzeichnen, finden wir nur spärlich und selten gut erhalten. Solche Reste fanden sich in einem Steinbruch bei Oppertsau und in einem solchen an der sogenannten Goldecke bei Hamm. An einer Grauwackenwand sind bei der Goldecke Gesteinsabdrücke tierischen Ursprungs heute zu erkennen.

Ablagerungen aus der jüngsten erdgeschichtlichen Zeit, aus dem Allvovium, finden sich in den Flußtälern der Sieg und der Wied. Sie entstanden durch Anschwemmung und bestehen aus Geröllen, blauem und rotem Lehm. Letzerer kommt bei Imhausen so rein vor, daß er zur Ziegelfabrikation dient.

H. G. Helzer

# Die Hohegrete / Früher Bergwerk, heute Erholungsheim

Dort, wo an der mittleren Sieg die Berge des Westerwaldes ein wenig zurücktreten und sich um das Kirchdorf Hamm die Dörfer in weiter Runde ausdehnen, liegt an dem Berge gleichen Namens das Erholungsheim Hohegrete. Früher förderte man hier Eisenstein zutage. Die Pingen und Stollen in der Umgebung des alten Schachtgebäudes erinnern noch daran.

Über die Entstehung des Namens Hohegrete (oder auch Hohe Grete) herrscht keine absolute Klarheit. Manche sagen, er käme von „Hoher Greite", das ist hohem Grate, her, weil an dieser Stelle nackter Fels zutage tritt. Das ist wohl heute so, aber es ist schwer festzustellen, ob nicht der frühere Bergwerksbetrieb mit seinen Pingen den Fels freigelegt hat. Der Volksmund weiß jedenfalls in einer Sage eine andere Erklärung zu geben:

Vor vielen Jahren stand auf einem Bergkegel bei Eich, dort, wo heute der Burgbach in die Sieg fließt, eine Burg oder ein festes Haus. Hier wohnte ein Ritter mit seiner Tochter Grete. Diese sollte eines Tages einen fremden Ritter heiraten, den sie nicht mochte. Weil der Vater sie zur Heirat zwingen wollte, lief sie davon. Sie watete durch die Sieg und verbarg sich auf einem Berge über dem Siegtal. Hier lebte sie von Beeren und Wildfrüchten in einer kleinen selbstgebauten Hütte. Als das Wetter schlecht wurde und mehrere Tage vergangen waren, begann der Trotz des Mädchens nachzulassen. Entbehrungen, Nässe und Kälte ließen Heimweh in ihr aufkommen, und sie söhnte sich aus mit dem Gedanken, des ungeliebten Ritters Frau zu werden. So verließ sie ihre unwirtliche Behausung und kehrte heim zur väterlichen Burg, wo denn auch bald die Hochzeit gefeiert wurde. Der Berg, den sie damals aufsuchte und auf dem sie einige Zeit hauste, heißt seitdem „Hohe Grete".

Bereits im Jahre 1562 finden wir den Namen Hohe Grete in einer Urkunde. Graf Adolf von Sayn schenkte damals seinem treuen Untertan Heinrich Brender den Hof zu Wickhausen „bey der hohen Greten gelegen, mitsampt acker, wiesen, gewelte und heiden, naaß und trauge, besucht und unbesucht, nichts davon ab - noch ausgescheiden". Etwa im 16. Jahrhundert, vielleicht auch früher, begann der Bergbau im Hammer Raum. Zu dieser Zeit wird wahrscheinlich auch die Grube Hohegrete ihren Anfang genommen haben. Im Jahre 1576 erhielten die Grafen von Sayn vom Kaiser die Erlaubnis, Bergwerke anzulegen. In den darauffolgenden Jahrhunderten waren die Bergleute zwar sehr angesehen, aber der Bergbau entwickelte sich nur sehr langsam zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig. Die jeweiligen Herren von Sayn bemühten sich nach dem Dreißigjährigen Krieg um die Entwicklung ihrer Gruben. Die Ausbeute ist aber damals sehr gering gewesen. 1650 gehörten alle Gruben des Hammer Kirchspiels einer freiherrlichen Familie von Diest, die auf dem Hofe Niedersalterberg bei Marienthal wohnte und dem niederländischen Adel angehörte. Nach einem Streit mit den Landesherren verpfändete die Familie von Diest im Jahre 1700 die ihr gehörenden Gruben samt der Hammer Hütte für 7000 Taler an Abraham Melchior und Rudolf de Witt in Amsterdam. Auch die neuen Besitzer stritten sich mit den Sayner Grafen herum. Diesen gelang es, sich nach und nach in den Besitz der Gruben zu setzen. 1815 kamen die Bergwerke in den Besitz des preußischen Staates, der sie 1827 an die Siegener Firma J. H. Dresler verkaufte. Zu den verkauften Objekten gehörten die Hammer Hütte und die Gruben Hohegrete, Petersbach, Huth und Pfaffenseifen. Heute befinden sich die genannten Grubenfelder nach der Zerschlagung der Vereinigten Stahlwerke im Besitz der Erzbergbau Siegerland AG.

In der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde auf der Grube Hohegrete eine Menage für auswärtige Arbeiter errichtet. Für die Wohnung zahlten die Arbeiter im Monat 2,50 bis 3 Mark; pro Tag zahlten sie eine Mark für die Kost. Ein besonderer Konsumverein stellte die Versorgung der Bergleute mit notwendigen Gütern sicher. Die Grube Hohegrete lieferte Spateisenstein, der auf der Hammer Hütte (Heinrichshütte) verhüttet wurde. Mit dieser war sie genau so wie die Grube St. Andreas in Bitzen durch eine Seilbahn verbunden. Der Eisenstein wurde auf Hohegrete gleich geröstet. Durch erhöhte sich der Eisen- und Mangangehalt des Gesteins (49 Prozent Eisen und 8,9 Prozent Mangan!) Im Jahre 1884 betrug die Ausbeute auf Hohegrete 32 536,4 t Spateisenstein, 10,4 t Bleierze und 30,2 t Kupfererze.

Die in der Gemeinde Pracht liegenden Gruben Dohle bei Pracht, Wilhelmine bei Niederhausen (am Kirchweg) und Rosa Phil-

harmonia (Silberkaule) bei Hassel wurden im vorigen Jahrhundert ausgebeutet und stillgelegt. Die arbeitslos gewordenen Bergleute wurden von den Gruben St. Andreas und Petersbach übernommen.

Von diesem Zeitpunkt an begann auf Hohegrete ein Leben anderer Art. Eine evangelische Gesellschaft aus Barmen erstand 1902 das Grubengelände mit allem dazugehörigen Wald- und Feldbesitz und richtete in der Menage und den Häusern der Grubenangestellten ein Erholungsheim ein. Auf dem Gelände wurden Planierungs- und Aufforstungsarbeiten vorgenommen. Am 2. Juni 1903 wurde das Heim feierlich eröffnet. Zunächst waren 50 Betten vorhanden. Später wurde das Hauptgebäude durch einen Anbau vergrößert. Der Gesellschaft gehören heute sechs Gebäude, die alle in irgendeiner Weise den Zwecken der früheren Grube dienten. An dem hohen Schachtgebäude, das noch Hammer und Schlägel trägt, befindet sich der schöne Bibelsaal, in dem sich jeden Sonntag Gäste und Einheimische zum Gottesdienst zusammenfinden. Im vorigen Jahr wurde die Straße, die vorher direkt an dem Hauptgebäude vorbeiführte, etwas nach unten verlegt. Dadurch werden Störungen der Ruhe des Heimes und seiner herrlichen Umgebung weitgehend vermieden. Außerdem errichtete die Bundesbahn an der Hohengrete eine Haltestelle für alle Züge, so daß die Anreise der zahlreichen Feriengäste, die während des ganzen Jahres dort Erholung suchen, sich besser gestaltet.

So ist die Hohegrete heute einer jener Orte im Siegtal, die weit über die Grenzen der engeren Heimat vielen Menschen bekannt wurde. Auch in Zukunft werden dort erholungsbedürftige Menschen Ruhe und Entspannung finden.

# Die Revolte der Bergischen von Hamm

Nach alten Urkunden von Otto-Ernst Löttgen

Feiner Staub pufft aus den zusammengeschnürten Aktenbündeln des Rosbacher und Hammer Kirchenarchivs. Aus dem Gekrakel des Gänsekiels treten wesenhaft die Ahnen vor uns hin mit all ihren trutzigen und leichtsinnigen, frommen und lüsternen, ernsthaften und gleichgültigen Gesichtern.

Im Jahre 1607 trat der bergische Herzog alle seine Untertanen in dem Hammer und Birnbacher Gebiet an den saynischen Grafen ab und erwarb dafür die Rechtsame im „Hammer Örtchen" und in der Vogtei Leuscheid. So kommt es, daß seit dem 10. Mai 1607 die Dörfer Opperzau und Niederhausen zwiegeteilt sind und mit den Ortschaften Imhausen, Geilhausen, Halscheid, Au und Bellingen zum Amte Windeck, also zur Gemeinde Rosbach, gehören. Kirchlich aber waren die Dörfer bis 1780 bei Hamm, dessen Pastorat damit im gesicherten Fortbesitz einiger fetter Pfründe blieb.

Am 20. März 1560 erzwang Graf Adolf von Sayn die Einführung der Reformation in seinen Landen. Freilich wollte der Hammer Pastor, ein bergischer Untertan, mit der „neuen Sechten" (Sekte) durchaus nicht klarkommen, aber der Herrscher befahl den Glauben, er war der summus episcopus, der höchste Landesbischof. Die Bewohner der 1607 bergisch gewordenen Dörfer, kurz die „Bergischen" genannt, waren also bereits lutherisch, als in Rosbach um 1612 die Lehre Luthers Eingang fand. Rosbach blieb diesem Bekenntnis treu, während in Hamm 1605 unduldsam das reformierte Bekenntnis eingeführt wurde. Dem neuerlichen Glaubenswechsel widersetzten sich die bergischen Dörfer, die trotzdem kirchlich bei Hamm zu verbleiben hatten. Als der Pfarrer, sich ereifernd, die Lutherischen beschimpfte, vertrieben ihn die erbosten Bergischen mit Steinwürfen von der Kanzel, ja, verprügelten den geistlichen Herrn noch im Wirtshause. Nach diesen üblen Heldentaten scheuten die Opperzauer und Halscheider und Niederhausener den Kirchgang nach Hamm und besuchten den Gottesdienst zu Rosbach oder Holpe. Da wuchsen sie dann unbehelligt in das neue lutherische Glaubensleben hinein. 1680 bestätigte der Rosbacher Pastor Greineisen, daß „viele Jahre vor seiner Amtszeit einige aus dem hammischen Örtchen sich zu Rosbach der heil. Sakramente bedienet und ihre Toten dahin auch begraben ließen". Erst nach dem Dreißigjährigen Kriege gestand man Hamm einen zweiten Pfarrer zu, der nach lutherischem Bekenntnis predigt und die rebellischen „Bergischen" zur alten Kirche zurückführte. Immerhin mußte man „fortgesetztes Schwänzen des Gottesdienste" mit einigen Gulden bestrafen und wiederholt nachdrücklich die Bergischen zum kirchlichen Hand- und Spanndienst anhalten. Das war der erste Stachel! Es wurde aufgemuckt, man war bockig beim Zahlen und schimpfte un-

gehörig ... „sie trinken den garstigen Brandtewein, um ihn in der Kirche zu verschlafen", klagte der Herr Pastor. Um 1757 wurden die Bergischen erneut ermahnt, für Reparaturen an der Hammer Kirche zu fronden und Beiträge zu leisten. Im Weigerungsfalle drohte man mit Ausschluß! Siehe da, nun lehnten die „Sünder" den Kirchenzehnt pfiffig ab: Gehörten sie denn nicht seit Anno 1607 zu Rosbach?

Das war just zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, da der Ackerer Jakob von Opperzau bei dem lutherischen Hülfspastor Philippi zu Hamm das Aufgebot bestellte. Doch der geistliche Herr bedauert: „Bauer, Ihr müsset erst die Abgaben leisten, ehe denn Ihr ehelich werden könnet!" - Dem Bauern schwoll die Zornesader. „Was hat der Mammon mit der Kopulation zu schaffen? Das müsset Ihr mir schriftlich geben, Euer Ehren, anderst glaub ich nicht!"

So steht es fein säuberlich bei den Prozeßakten: „Die einzig ursach worum der Joh. Henrich Jacob zu Oppertsau mit Anna Kattr. des lorentz Krügers dochter allhier nicht copuliret werden, ist diese, weillen von dem consistorio verbotten den Bergischen eingepfarrten weitere Pfarrdinste zu thun bis sie ihr quotum an der neu erbauten Kirch bezahlen. Ham, den 24ten 8bris 1769 J. Seb. Philippi" . . .

Der Ackerer war offenbar ein Schelm. Wußte wie jeder im Kirchspiel, daß Ehren Philippi mit seinem Amtsbruder „nicht gut Leut" war. Vielleicht machte der Hott, wo der andere Hü sagte!? Der Pfarrherr durchschaute den Arglistigen, nahm den Wisch und schrieb geruhsam seinen Namen „Joh. Reusch" herunter, gewissermaßen so den Sermon bestätigend. „Geht nicht, Bäuerlein, der Konpastor hat recht, zahlet, Jakob, oder bleibet fürder unbeweibt!"

Der Abgewiesene knüpfte die Faust unterm Leinenkittel und machte den sauren Gang zum Rosbacher Pastor Wirth. Doch auch der sträubte sich gewaltig: „Ihr Lutherischen gehet hierhin und dahin, doch müßt Ihr nach Hamme Euer Quotum zahlen, da helfe ich Euch nicht von, sintemalen geschrieben stehet . . ."

Nun kann sich der Jacob-Henner denken, was da geschrieben steht: Der Herrgott ist nun mal immer auf Seiten des Geschriebenen! Drum muß man ihm etwas ins Handwerk pfuschen! Er legt schon ein recht gewichtig Schlachtstück bei nächster Gelegenheit auf den Pfarrtisch. Nun ja, mit Verlaub! Die Diener des Höchsten hatten es nicht allzu dick! Am Ende bekam der Opperzauer seine Eheliebste doch in Rosbach. Der Pastorenstreit, der sich jetzt zwischen Rosbach und Hamm erhob, kümmerte ihn wenig. Seinethalben mochte das Beispiel Schule machen!

Ach, es machte Schule!! 1761 erwog man ernstlich, die Bergischen aus dem Kirchenverbande Hamm zu lösen, zumal der Wortführer, ein gewisser Halscheider, das gotteslästerliche Wort gesprochen hatte: „Mir scharren die Leichen ohne Pastuhr in die Erd und ersparen das Geld für Predigt und Kollekten!" Das sah ja ganz nach Revolution aus! Stur weigerten sich die Opperzauer, die Holzrente nach Hamm zu fahren. Man gedachte zum Rosbacher Herrgott zu gehen, wenn der Hammer zu kostspielig wurde! Doch der Herrgott sorgte dafür, daß die Bäume nicht über den Auer Wald wachsen! Denn ausgerechnet jetzt, 1763 - 67, erfolgte der Neubau der Rosbacher Kirche. Was Wunder, wenn auch die Bergischen an der Grenze zu Spenden und Fron aufgerufen wurden.

Ah, zu dumm - das hatte man nun nicht haben wollen, denn käme ja Hamm viel billiger!! Also Weigerung! Denn „Wir sind ja schließlich kirchlich nach Hamm verpflichtet!!" Der enttäuschte Pastor Foerst von Rosbach lehnte daraufhin alle Amtshandlungen für die Quertreiber ab und machte dem Amtsrichter zu Windseck pflichtschuldige Mitteilung. Der hochwohlgeborene Herr Hasenclever zu Windeck gedachte aber den Casus recht eigenmächtig von der finanziellen Seite her zu beleuchten. Er entbot die Aufsässigen vor das Hochgericht und bestimmte: „Die Bergischen gehören nach Rosbach; nach sotanen Umbständen haben auch die Steuern nach Rosbach zu fließen" - punktum, Streusand drauf! Weiß der Kuckuck, das paßte den Rebellen ganz und gar nicht: Sie wollten sich ihre Kirche aussuchen: Die Halscheider etwa die zu Holpe, die Opperzauer die zu Hamm und die Hausener die zu Leuscheid! Wegen der Entfernung, Erlaucht!! Dieser Stimmungswechsel ist dem dicken Amtsrichter Hasenclever nun doch zu stark. Wütend schnaubt er: „Ihr boshaften Spione, ihr schlimmen Kalumniatoren, ihr müßt parieren oder Straffen zahlen!" Dies arge Sprüchlein über unsere Grenzen ist historisch, schwarz auf weiß der Nachwelt unverloren aufgezeichnet. Spione und Rechtsverdreher! 25 Goldgulden Strafe drohen jedem, der auch nur einen Sprung ins Hammische Ausland macht! Der Sekretarius Venn erhält strickte Order: Keinen Paß mehr den Schälken; keinen Übertrittsschein ins Saynsche.

Die „Kalumniatoren" zeigten sich indes nicht kleinlaut. Auf einmal verspürten sie

ihren Hang zum ehrwürdigen Gotteshause zu Hamm, dem vielgeliebten und ach so viel betrübten! Trotz Strafandrohung beschlossen sie justament am 4. März 1771 zum Heiligen Tisch nach Hamm zu gehen. Derweil bekam der Gerichtsschreiber Venn Wind von dieser offenen Rebellion und drohte 12 Goldgulden Strafe an. Da schrieben die Bergischen an den durchlauchtigsten Landesherrn nach Düsseldorf und appellierten an sein „jus circa sacra" (Recht der äußeren Kirchenverwaltung). Sie warteten vertrauensvoll! Dann aber brach ein stürmisches Gelächter über „Ostzonien" herein: Der Herzog hatte gesprochen, kurz und bündig den Fall entschieden: Die Bergischen gehören nach Rosbach, doch kirchlich mögen sie weiterhin an Hamm gebunden sein und haben bei Strafe dorthin auch ihr Quotum zu zahlen! Das war ein Sieg auf der ganzen Linie! Es lebe der gnädige Herzog!

O du Menschlein in den Dörfern an der Hammer-Rosbacher Grenze: Du solltest niemals des wiehernden Alltagsgespenstes vergessen; der Bürokrat gibt sich niemals geschlagen. Der Sieg war wirklich mager; denn nun wollte die Geistlichkeit nicht so, wie sie rechtlich sollte. Da war z. B. zu Au ein katholisch Knäblein in der Sieg ertrunken und die Mönche von Marienthal gedachten es zu bestatten. Doch der katholische Geistliche Lukas Schmidt zu Rosbach bestritt deren Zuständigkeit mit dem Hinweis, die Katholiken der bergischen Ortschaften gehörten seit 1607 zu Rosbach. Düsseldorfs Herzog bestätigte die Zuständigkeit Rosbachs. Zu gleicher Zeit aber war ein Opperzauer gestorben, der vom Rosbacher evgl. Pastor Westhoff nicht beerdigt wurde, weil er „nicht gesteuert" hatte

Das war nun schon nicht mehr kurios, das war schon schikanös! Es mußte den endlich Wandel und Klarheit geschaffen werden. Im Jahre 1780 rang man sich zu dem Beschlusse durch, die Ortschaften Au, Bellingen, Gansau, Geilhausen, Halscheid, Hausen, Imhausen, Teile Opperzaus und Niederhausens mit der evgl. Kirchengemeinde Rosbach zu vereinigen. Der politischen Abtrennung von 1607 hinkte somit die kirchliche 173 Jahre später mühsam nach

Wer weiß es, vielleicht ist diese verwirrte Vergangenheit auch ein wenig Grund für die Eigenart der „Bergischen", in Glaubensdingen eigene Wege zu suchen und zu gehen! Sie drängen zu wissen und zu schauen jene letzten Dinge, die man wohl ahnen kann, aber fest glauben muß! Sie drängen zu wissen und zu schauen das Unbegreifliche und scheuen zurück vor dem Drang der Masse. Darum in diesen Grenzdörfern vielleicht das so rege Laienpriestertum bei kirchlichen und freikirchlichen Gemeinschaften und kirchenfeindlichen Glaubensgruppen! Geistreich und treffend sagte es einmal der Schulrat Feuring (einst Breitscheider Lehrer): „Es ist eine Neigung in unseren Bergen zur Sektiererei, die kleine Bäumlein der Erkenntnis in private Gärtlein pflanzt in dem Bewußtsein, sind wir schon nicht bessere Menschen, so sind wir doch andere!"

# Die Sage vom ESELSBERG

In Bruchertseifen bei Hamm an der Sieg, unmittelbar an der Straße von Altenkirchen nach Wissen, finden wir heute noch die Reste der alten Grube „Güte Gottes", im Volksmund auch der „Eselsberg" genannt. Die Sage erzählt davon: Vor vielen Jahrhunderten entdeckte man in diesem Berge plötzlich ein reichhaltiges Lager an edlem Gestein. Die Leute, die bis dahin immer fleißig, arbeitsam und genügsam gewesen waren, wurden ganz schnell reich und übermütig. Sie wußten nicht mehr wohin mit ihrem Reichtum und erbauten unten im Berge einen großen, prächtigen Saal aus Gold und Silber. Dort feierten sie üppige und ausgelassene Feste. Bei Speise und Trank aus kostbaren Gefäßen wurden sie immer gottloser und verachteten das Brot, diese gute Gottesgabe, so sehr, daß sie Wagenräder aus Brotteig machen ließen. Eines Tages, als die sündigen Menschen im Saale tief unten im Berge wieder ein wüstes Fest feierten, kam ein Vöglein in den Saal geflogen, stimmte einen seltsamen Gesang an und warnte die verblendeten Menschen. Aber sie hörten nicht auf das Vöglein und führten ihr gottloses Leben weiter. Das Vöglein erschien ein zweites Mal, ohne daß die Menschen sich daran gestört hätten. Als es aber zum dritten Male erschien, ohne daß die Menschen auf den Gesang achteten, da sang das Tierlein mit schauriger Stimme, daß es laut durch den Saal gellte:

„Seit die Leute dem Gold nachlaufen,
läßt kein Vater sein Kind mehr taufen,
kein Hirte bleibt bei seiner Kuh,
Eselsberg, falle zu!"

Das Vöglein hatte sein Lied kaum beendet, da fiel unter donnerndem Getöse der Saal ein, und die Menschen waren begraben. Nie hat man ihre Gebeine gefunden, und bis zum heutigen Tage hat kein Mensch mehr eine Spur der Schätze gesehen, die nach der Sage im Berg vergraben liegen.

# Hausbesitz und Stockwerkeigentum im Mittelalter

Im deutschen Mittelalter war allgemein der Erwerb des Bürgerrechtes an das Vorhandensein von Hausbesitz gebunden. Da aber die damaligen Städte durch die Stadtmauern sehr eingeengt waren, reichte oft die Zahl der Häuser nicht dazu aus, daß jeder ein ganzes Haus erwerben konnte. Man mußte sich dann mit einem Anteil begnügen, wobei man bis auf ein Achtel zurückging. Die übliche Form war die des Stockwerkeigentums, das also keineswegs eine Erfindung der neuesten Zeit ist. Es kam aber auch vor, daß man von oben nach unten teilte.

In der germanischen Markgenossenschaft hatte der Boden als Gemeinbesitz gegolten; diese Vorstellung übernahm man auch auf die später entstehenden Städte, nur daß jetzt der Landesherr als der Bodenherr auftrat. Dieser gab ein Stück Boden zur Gründung einer Heimstätte gegen Zins, der in der Regel nicht gesteigert wurde. Dafür mußte er den Schutz der Heimstätte übernehmen. Daß es sich nur um Nutzung, nicht um Eigentum bei dem Boden handelte, geht auch daraus hervor, daß die städtische Grund‚steuer' meist als Grund‚heuer', d. h. Miete, bezeichnet wurde.

Der Umfang der Heimbaustellen war nicht überall gleich groß, im Durchschnitt nahm man 100 Fuß in der Länge und 50 in der Breite. Da der Heimstättenerbauer den Boden nicht zum Eigentum bekam, erhielt er ihn in Bodenleihe (Erbleihe). Über die Höhe der zu errichtenden Häuser gab es verschiedene Bestimmungen. Gewöhnlich richtet man sich nach dem ‚Sachsenspiegel', wonach man drei Geschosse bauen durfte: eines, dessen Tür nicht höher als bis zur Kniehöhe liegen darf, und noch zwei darüber. Bodenspekulationen waren im Mittelalter unbekannt.

Die Heimstätten wurden ausdrücklich nur zum Bebauen verliehen, und wenn ein Haus abbrannte oder baufällig wurde, mußte der Besitzer es wieder herrichten. Auch wenn einer ein abgebranntes Haus herrichten wollte, mußte er sich erst zum Wiederaufbau verpflichten, ehe ihm darauf das Bürgerrecht bewilligt wurde. Wie die Bezeichnung ‚Erbleihe' schon andeutet, traten die Erben ohne weiteres in dieselben Nutzungsrechte ein, mußten allerdings beim Erbfall eine Abgabe entrichten, die gewöhnlich das Dreifache der Jahrespacht betrug. Dr. L. S.

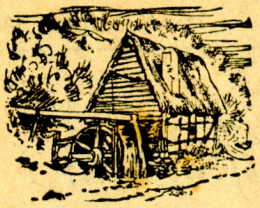
# Warum besuchen wir einen Ball - *ohne Ball zu spielen?*

Die umstrittene Frage nach dem Ursprung des Tanzes soll uns hier ebenso wenig berühren wie seine Entwicklung bis zum 12 Jahrhundert. In diesem hatten sich seine beiden Haupttypen bereits herausgebildet: der „umgehende" und der „springende". Der „umgehende" ist nach damaligem Sprachgebrauch der eigentliche „Tanz", er wurde gegangen, getreten und war im wesentlichen ruhig und gemessen. Viel lebhafter, oft sogar recht wild war der „Reihen" oder „Reigen", der gesprungen wurde. Der „Tanz" wurde gewöhnlich nur in geschlossenen Räumen ausgeführt, der „Reihen" dagegen meist im Freien, auf der Straße, den Plätzen, dem Anger.

Die Tanzmusik stellten entweder die Spielleute mit Geigen, anfangs auch mit Harfen sowie mit Pfeifen und Trommeln, bei den Bauern auch mit dem Dudelsack, oder, und das war charakteristisch für den mittelalterlichen Tanz, die Tanzenden begleiteten sich selbst durch ihren Gesang. Hierfür hatte man alte Tanzgesänge ohne strophische Gliederung und regelmäßigen Versbau: die Laiche. Sie beherrschten den Reihen. Für den Tanz dagegen bevorzugte man das „Lied", das wegen seines gleichmäßigen Aufbaus auch besser zu dem „umgehenden" paßte.

Der „gute Ton" gestattete nicht, daß ein Tanzpaar mit den Armen sich umfing, anstatt sich nur bei den Händen zu fassen. Einzeltänze von Paaren waren verboten; als man sie in Ulm einführen wollte, schritt sofort der Rat ein. Zu den „Reihen" im Freien kamen, besonders auf dem Lande, noch allerlei Spiele hinzu, vor allem das Ballspiel, das so beliebt war, daß man hierfür bei schlechtem Wetter besondere Hallen oder Säle bereitstellte, in denen dann wohl auch getanzt wurde. Deshalb nennen wir heute noch ein Tanzvergnügen „Ball". Öffentliche Tanzveranstaltungen in Wirtshäusern oder dergleichen waren im Mittelalter undenkbar. Dr. L. S.

Schriftleitung: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., und Erwin Katzwinkel, Flammersfeld
Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., Siegener Straße 22



# Deine HEIMAT

August 1964 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 4

Photo: Friedel Strunk

**Hirte und Herde** Ein Bild des Friedens aus dem Gebhardshainer Land

# Die letzte Säule von Hohenseelbach

Von Josef Hoffmann, Herdorf

*Am 25. April ds. Jrs. stürzte die berühmte „Letzte Säule von Hohenseelbach" in den Abgrund. Dieser Rest der bekannten Hohenseelbachsäulen schien für Jahrhunderte gesichert. Als Denkmal hatte man diese Säule stehen lassen, ohne damit zu rechnen, daß sie nach wenigen Jahrzehnten der pfleglichen Erhaltung ebenfalls verloren ging.*

*Mit dieser letzten Säule hat nicht nur Hohenseelbach einen Anziehungspunkt verloren, sondern unsere Heimat hat ein wahrhaftes Denkmal eingebüßt.*

*Weithin war diese Säule sichtbar, und von ihr aus hatte man einen herrlichen Ausblick über unsere Heimat bis zum Rheine hin.*

*Die folgende Studie wurde geschrieben, als die Säule noch stand, und ist auch - mit einigen Änderungen - enthalten in dem Buch des Verfassers „Hohenseelbach - Wahrzeichen der Heimat seit 2500 Jahren und heute" (Selbstverlag des Verfassers Josef Hoffmann, Herdorf).*

Noch eine hohe Säule
zeugt von verschwundner Pracht;
auch diese, schon geborsten,
kann stürzen über nacht . . .

An diese Strophe aus Uhlands Gedicht „Des Sänges Fluch" denkt man unwillkürlich, wenn man heute vor dem gewaltigen Krater des Hohenseelbachskopfs steht und die mächtige „Letzte Säule" über einer gigantischen Basaltgruppe turmhoch die Tiefe überragen sieht. Dieses Bild gehört zu den eindrucksvollsten Landschaftsbildern Westdeutschlands. „Die letzte Säule von Hohenseelbach" wurde ungezählte Male photographiert, gezeichnet und gemalt. Zehntausende sind zu ihr hinaufgeklettert und haben Umschau gehalten. Sie ist das Denkmal der „verschwundenen Pracht" jener vielen Säulen von Hohenseelbach, die als die wohl schönsten Basaltgebilde in Deutschland und vielleicht in der Welt bezeichnet werden können und die, nachdem sie in der Literaturgeschichte wie auch in der Wirtschaftsgeschichte unsterblich geworden waren, schließlich der Industrie zum Opfer fielen. Jedoch ist diese letzte Säule keineswegs eine der typischen Säulen, wie sie den Basaltkopf einmal auszeichneten. Sie ist zwar, obwohl nur noch der Stumpf einer früheren größeren Säule, gewaltig an Höhe und Umfang; aber gerade die Klobigkeit und Unregelmäßigkeit in ihren Seitenflächen unterscheidet sie von den eigentlichen typischen Hohenseelbacher Säulen.

Diese waren nämlich anders beschaffen: sie zeichneten sich zunächst aus durch ungewöhnliche Länge, Schlankheit und Ebenmäßigkeit. Sie erschienen fast wie von Menschenhänden balken- (und wahrhaft säulen-) artig zurechtgehauen, während sie ja in Wirklichkeit vor Jahrmillionen entstanden, nachdem aus unendlichen Tiefen der Erde die glühend-flüssige Basaltmasse emporgequollen war, die dann in diese herrlichen Gebilde kristallisierte.

Größe, Schlankheit und Ebenmäßigkeit waren die Ursachen dafür, daß dieses Naturdenkmal ersten Ranges vor 200 Jahren Jung-Stilling begeisterte und vor 100 Jahren nüchterne Wissenschaftler zu poetischen Worten entflammte.

Diese Säulen waren für die Zwecke der Menschen „gerade wie gemacht". Die Vorgermanen benützten sie vor zweieinhalb Jahrtausenden zum Bau ihrer Wallburg. Die Ritter von Hohenseelbach erbauten aus ihnen anderthalb Jahrtausend später Burghaus und Burgmauer. Die Bürger im Tal kamen herauf und schafften die Säulen hinab, um Häuser, Ställe, Scheunen, Keller, Schützmauern und Brücken daraus zu erbauen. Für den Bergbau gab es kein besseres und billigeres Steinmaterial als die Säulen von Hohenseelbach.

Das alles geschah, ehe die Industrie (vor und nach 1900) mit dem Hohenseelbachskopf „ganze Sache machte", das heißt: ihn restlos abtrug.

Als Beispiel dieser Verwertung der Säulen von Hohenseelbach für bergbauliche Zwecke - rund 80 Jahre vor Beginn der Hauptzerstörung durch die Basaltindustrie - sei eine Eintragung erwähnt, die wir in dem handgeschriebenen „Tagebuch für den Tiefen Königsstollen bei Herdorf" finden. Dieses Tagebuch - ein nüchterner Band industrieller Rapporte - umfaßt die Jahre 1820 (Gründung der Grube) bis 1853. Am 13. Okt. 1821 finden wir eine Berechnung über den Verbrauch von Basaltsäulen im gen. Königsstollen, unter dessen Sohle die „Seige" (Wasserabfuhr) hindurchführte, die durch Basaltsäulen überdeckt wurde. Der Eintragende machte sich sogar die Mühe, auszurechnen, wieviel Säu-

len der Hohenseelbachskopf hergeben müsse, um den ganzen Stollen auszudecken:

„Auf 2 Lachter (Lachter gleich rund zwei Meter) kommen 15 Basaltsäulen, also auf 876 Lachter als die ganze Länge des Stollens 2190 Basaltsäulen . . ."

Rechnen wir nach, so kommen wir auf etwa 200 Pferdewagen voll Säulen, die allein für diesen Zweck dem Hohenseelbachskopf entnommen werden mußten, während auch für weitere Bauarbeiten (erwähnt wird später das Mundloch, dessen „Krone" aus den gleichen Säulen errichtet wurde) beträchtliche Säulenmengen verbraucht wurden.

Jener nüchterne Grubeninspektor aber bedauerte es (vor 130 Jahren!), daß der Hohenseelbachskopf dadurch in seiner Schönheit Schaden leide; er vermerkte: „. . . wodurch am Ende der Vulkanische Kegel eines Theiles seines Schmuckes sich beraubt sehen wird!"

Daß es sich bei den verwendeten Säulen nicht etwa um Säulen des näherliegenden - ebenfalls vor unbekannter Zeit durch den Bergbau und andere Wirtschaftsunternehmungen fast zerstörten -, Druidensteins zwischen Herdorf und Kirchen, sondern um Hohenseelbacher Säulen handelt, trägt der betr. „Berggeschworene" ausdrücklich für die Nachfahren ein:

„Die Basalte liefert der Eine Stunde entfernte, in der Geschichte nicht unbekannte Hohe Seelbachs-Kopf . . ." (1820!)

Nun ruhen jene Säulen, um die Jahrmillionen hindurch der Sturm jauchzte, die von ihrer Höhe her über den ganzen Westerwald hinweg die basaltenen Bergbrüder des Siebengebirges gegrüßt hatten, in der ewigen Finsternis des Königsstollens, so wie andere Säulen des Hohenseelbachskopfes heute in Antwerpen und deutschen Hafenstädten ihre steinerne Stirn den Wellen des Meeres trotzig entgegenstemmen.

Wie wahrhaft unvergleichlich schön die Säulen von Hohenseelbach waren, wissen wir nicht nur aus den Schilderungen vergangener Jahrhunderte und aus den Schilderungen der heute noch lebenden alten Hellertaler, Westerwälder und Siegerländer, die die ganze alte Herrlichkeit noch mit Augen schauten, sondern von einer fast sensationellen Tatsache her:

Im Jahre 1914, als die „Große Weltausstellung Düsseldorf" durchgeführt wurde, sandte unsere heimische Basaltindustrie vier gewaltige Basaltsäulen vom Hohenseelbachskopf nach Düsseldorf, damit sie dort eindrucksvolle Repräsentanten und Zeugen unserer „stein-reichen" Heimat seien. Diese vier Prachtexemplare waren nicht weniger als 13 m lang, wahre Weltwunder. Mit großen Schwierigkeiten wurden sie vorsichtig, wie der dabei mitarbeitende Herdorfer Josef Jung berichtet, „losgezenkt", mit starken Seilen an die über dem Steinbruch stockenden Tannen befestigt und dann langsam auf unten ausgebreitete Holzschanzen gebettet. 30 starke Arbeiter waren notwendig, um die einzelnen Säulen zu einem Plattwagen zu tragen, auf dem sie über die Bremsbahn zu Tal und von dort zum Staatsbahnhof gebracht wurden.

Was aber tat die Leitung der Düsseldorfer Weltausstellung? Beim Anblick der herrlichen Kolosse in ihrer haushohen, schlanken Ebenmäßigkeit war man so begeistert, daß man den Haupteingang zur Weltausstellung mit Riesensäulen flankierte, so daß diese Monumente von Hohenseelbach von allen Besuchern bestaunt wurden.

Und doch waren die Düsseldorfer-Weltausstellungs-Säulen keineswegs „die besten ihrer Art" und keineswegs ausgesuchte Ausnahmen: Auf Hohenseelbach konnte man in der Bruchwand Säulen sehen, die sogar 20 m hoch waren und in Ausnahmefällen noch höher! Aber es war unmöglich, sie unbeschädigt aus der Wand zu brechen: ehe sie den Boden erreichten, zerbrachen sie an ihrer eigenen Last.

Wenn wir dies alles wissen, dann wundern wir uns nicht, daß Ernst Weyden (1865) und später H. v. Achenbach von „schlanken Basaltsäulen" sprechen, die „wie riesige Äolsharfen mit tiefergreifendem Klange tönen.

## Dorfheimat

Hernieder leuchtet blau der Himmel
auf Saatengewog und Herdengewimmel.
Voll ist die Luft von Lerchengesang,
von Dorf zu Dorf tönt der Glocken Klang.
Und rings im Lande weit und breit
Gehöft ist an Gehöft gereiht.
Weit schauen die Giebel übers Grün
und nieder auf des Gartens Blühn.
Es stehn die Scheunen vollgepackt,
die Tenne dröhnt im Dreschertakt.
Und Fleiß und Ordnung segenschwer
und Glück und Reichtum ringsumher.

HERMANN ALLMERS

# Obermauden – ein ausgegangener Hof

**Heimatgeschichtliche Betrachtung von Peter Lücker, Weitefeld**

Die letzte Periode der großen Rodungen fällt in das neunte bis dreizehnte Jahrhundert. Von da ab hören die Ortsgründungen auf. Die Siedlungen „müssen hinaufrücken auf die unergiebigen Höhen und in den Urwald". In dem Maße, als die Waldverwüstungen fortgesetzt wurden, mußte sich das Klima der Landschaft verändern. Die Höhen wurden schutzlos, und Wind und Wetter fegten darüber hin und machten die Siedlungen unwirtlich. Manche Dorfschaft ist aus diesem Grunde ausgegangen. Ferner rafften Krieg und Pest andere Siedlungen dahin. Auch im Amte Daaden erzählt man sich von ausgegangenen Ortschaften. Infolge des Dreißigjährigen Krieges soll ein Dorf am „Maudener Stein" eingegangen sein. Für die Richtigkeit und Wirklichkeit dieser „Sage" haben sich bisher keinerlei Anhaltspunkte ergeben. Ferner ist in der Nähe von Mauden ein Hof, genannt „Obermauden", eingegangen. Weiß man von den auf dem Westerwald eingegangenen Ortschaften nur eine allgemeine Ursache anzugeben, so können wir an dem Hof Obermauden seinen geschichtlichen Ereignissen bis zu seiner endgültigen Auflösung heute noch nachgehen. Es ist auch höchste Zeit, daß die Geschichte dieses eingegangenen Hofes der Nachwelt aufgehoben wird, denn erstaunlich schnell verblaßt die Erinnerung an solche alten geschichtlichen Denkmäler, selbst in den diesem Hof am allernächsten gelegenen Ortschaften.

Mauden, der kleinste Ort im Amte Daaden, im Volksmund spottweise „Die Residenz" geheißen, war ehemals ein altadeliger Herrensitz. Noch heute sind die Umrisse einer ehemaligen Wasserburg gleich am Eingang des Dorfes, linker Hand des Weges von Derschend kommend, gelegen.

Mauden wird in einer Verkaufsurkunde vom Jahre 1345 erwähnt. Johann II. (1327 bis 1359) von Sayn-Sponheim, strebte, wie auch seine Vorfahren, nach Vergrößerung seines Besitztums. Er kaufte 1345, Montag vor Simon Juda, vom Ritter Christian von Mauden und Fya, seiner Hausfrau, nebst ihrem Sohne Konrad und Jutta, „sie ehelich Wif", deren Eigentum in den Vogteien von Daaden, Kirburg und Gebhardshain, jedoch mit Vorbehalt ihres Hofes Mauden und anderer Güter, die in dem Daadener Gerichte lagen, aber nicht zur Vogtei gehörten, für Hundert Mark Hachenburger Währung. (Nach Dahlhoff: Geschichte der Grafschaft Sayn" S. 11).

Es bleibt also der „Hof Mauden" zum Unterschied von dem „Ort Mauden", im Besitz des Ritters von Mauden. Nach Aufzeichnungen in den Kirchenbüchern von Daaden findet sich später dieser Adelshof „Obermauden" im Besitz des Junkers Johann Adam von Seelbach: „Die eigentliche Zeit, wann dieser Herr von Seelbach als der letzte von diesem Hause mit Tod abgegangen, erfahren wir aus dem Totenregister, wo im Jahre 1681 unter des Herrn Manzius (Pfarrers) Hand stehet: Den 13. September ist Junker Johann Adam von Seelbach, Hauptmann, zur Erde bestattet worden. Sein Ende war ein recht tragisches."

„Dieser Herr von Seelbach, der zwischen Daaden und Derschen auf seinem Adelshof Obermauden gewohnt, war wegen der von ihm verübten Eingriffe in die „Hohe Jagd" im Schloß zu Friedewald gefänglich niedergesetzt worden. Weil er nun in dieser Gefangenschaft ohne Leibes Erben verstorben, wären seine Güter gnädigster Herrschaft dadurch anheimgefallen. Diese Güter des Herrn von Seelbach hat dann die gnädige Herrschaft (also doch wohl Herzog Johann Georg I. von Sachsen-Weimar-Eisenach 1661—1686) zum Teil zum Pastorate zu Daaden vermacht und die Untertanen in Derschen, Mauden und Emmerzhausen, davon damals sehr wenige gewesen (Maßen in Derschen nur 15 Wohnstätten waren), beredet worden diese weitläufigen Güter anzunehmen, und

---

wenn der Wind oder gar der Sturm durch dieselben streift..." Wir verstehen dann, wenn A. Gertner (vor einem Jahrhundert) von einer „Riesenharfe" spricht, die, von Geisterhand berührt, im Sturmwind sang. was sie erlebte, als hier die Burg noch stand.

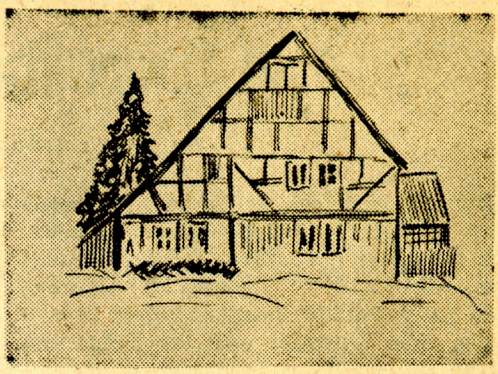
Damals stand der Hohenseelbachskopf noch in seiner alten Pracht, zwar nicht unberührt von Menschenhand, aber doch auch noch keineswegs zerstört wie heute. Kommen wir aber heute dorthin und sehen die letzte Säule, so erfaßt uns eine Trauer, um das Vergängliche des Daseins.

die Zinsen davon an die Pastorate zu entrichten. Die Überredung der Leute geschah aus der Ursache, weil ihrer wenige waren, welche selbst Güter genug zu bearbeiten hatten, und also dieser neuen Pastoratsgüter nötig bedurften, nicht zu gedenken, daß die Leute auch wohl sahen, sie würden durch ihre Verweigerung die Güter desto geringeren Pachtes bekommen."

Der andere Teil dieses adligen Hofguts, bestehend aus dem Hauptgebäude selbst und anderen Haupt- und Nebenbaulichkeiten, aus Garten und Ackerland sowie einigen Waldbezirken, verbleibt als Eigentum der Herrschaft. Es scheint jedoch, daß dieses Besitztum anfänglich verpachtet gewesen, später jedoch durch Verkauf übergegangen ist. Im Jahre 1797 erscheint nämlich als Inhaber und Besitzer dieses Hofgutes der Kirchmeister Georg Buhl von Mauden. Von da ab führt dieses Besitztum den Namen der „Buhlenhof", und alle Gerechtsame werden unter der Bezeichnung „Die Buhlenhofgüter" zusammengefaßt. Der Hof scheint damals stark belastet gewesen zu sein. Es haftete auf demselben ein Kapital von zweitausend Gulden, das der Hof-Rath zu Altenkirchen vorgeschossen hatte. Außerdem lastete darauf der Zehnte zugunsten des lutherischen Postrates zu Daaden. Das „Postrat- oder Kirchenwäldchen" von sieben Morgen sechsundzwanzig Ruten oberhalb Emmerzhausen wurde im ebengenannten Jahre von Obrigkeits wegen an die Emmerzhausener und Lipper Gemeinde, wovon jede der beiden Gemeinden die Hälfte bekam, für sechsundsiebzig Gulden rheinischer Währung verkauft, wovon siebenundvierzig Gulden, dreißig Kreuzer zur Tilgung des „Buhlen - Zehnten" angewendet wurden.

Am 12. Juli 1797 verkaufte der Georg Buhl von Mauden an die acht „Gemeindeberechtigten" daselbst den zu dem dortigen Adels-Hof bisher gehörigen Wald „für und um den Preis von zehn ‚Karoliner' oder ‚einhundertzehn Gulden rheinischer Währung'". Für sich und die Mitbesitzer des Hofes, die Ernst Schneiders Kinder zu Oberdreisbach, behält er je einen Zehnten Anteil an diesem Walde sich vor. Die acht Gemeindeberechtigten vom Ort Mauden und die beiden Verkäufer bilden von da ab die Haubergsgenossenschaft „Hofgutsbesitzer", deren Besitz sich nun in zehn gleiche Idealanteile unter zehn gleichberechtigte Eigentümer verteilt.

Die Erben des bald darauf verstorbenen Buhl scheinen das stark belastete Hofgut nicht mehr haben halten können, zumal sie auch teilweise auswärts wohnten. Sie verkauften das Hofgut an die acht „Berechtigten" zu Mauden lt. Kaufakt vom 18. August 1810 zum Preise von 5450 Gulden Rhein. Währung Die Äcker, Wiesen und Gärten teilten sie durch Los gleichmäßig unter sich. Die Waldungen und Hauberge blieben ungeteiltes, gemeinschaftliches Eigentum der sich nun bildenden Haubergsgenossenschaft „der Hofgutbesitzer", die sich nun in zwölf gleiche Idealanteile zerlegt.



Westerwälder Bauernhaus mit „Niederlaß"

Der Wald war zum Teil schöner Eichenhochwald. Die Eichen wurden von den neuen Besitzern gefällt und aus dem Erlös dieser Fällung sowie aus dem Verkauf des Gutshauses der wesentlichste Teil des Kaufbetrages bezahlt. Das Gutshaus zerfiel und wurde abgebrochen.

Wieder sind es auch hier in Mauden die „Gemeinde-Berechtigten", deren Zahl mit acht abgeschlossen ist, welche die Hauptbeteiligten sind an dem Erwerb des Wald- und Grundbesitzes. Die Gemeindeberechtigten haben auch hier nach dem Grundsatz gehandelt, wie ihn seiner Zeit der Gemeindebeschluß der Bürger zu Friedewald vom 16. Januar 1819 als beachtlich aufgestellt hat: „Da einem Orts- und Gemeindevorsteher nichts mehr zur Pflicht gemacht ist, als für das Gemeinde Wohl und Beste zu wachen, so ist es aber dann auch eines jeden Gemeinds Glied seine Obliegenheit, nicht allein auf seine Interesse zu sehen, sondern mit würden alles zu verhüten, was dem ganzen Gemeinde Wesen nachteilig und schädlich ist."

Heute ist also dieses ehemalige Allodium vollständig aufgelöst und aufgesogen, und die Güter sind teilweise im Besitz der Kirchengemeinde Daaden, teilweise im Eigentum der „Berechtigten" zu Mauden und teilweise Genossenschaftsgut zu Mauden. Nichts ist mehr geblieben als eine schwache Erinnerung an diesen Adelshof und einige spärliche Reste dieses Herrensitzes.

# Aus dem Sagenschatz unserer Heimat

Von Peter Lücker, Weitefeld

Der Ort Weitefeld, in Urkunden ehemals auch Weidefeld oder Weidenfeld genannt, soll nach Braun: „Geschichte der Grafschaft Sayn-Altenkirchen“ ursprünglich „Sassenroth im Weidenfeld“ geheißen haben. In eine weite, viele Kilometer nach der Länge und Breite sich erstreckende Ebene, ist der Ort hineingelagert. Beides, Fingerzeige für seine geschichtliche Entwicklung und für seine geographische Lage, ist in sinnvoller Weise in diese Namen hineingelegt.

Die große Ebene wurde ehedem von ausgedehnten Weihern und Seen bedeckt, die gemäß testamentarischer Bestimmung des Grafen Gerhard II. von Sayn, Sponheimer Linie (1425-1493) vom 24. Mai 1491 als Vermächtnis dem Kloster Marienstatt zufallen sollten.

Viele Jahrhunderte sind die Fischweiher im Besitz des Klosters geblieben, bis im Jahre 1805 die Abtei säkularisiert und zur nassauischen Domäne gemacht wurde. Damit gingen auch die Weiher in Domänialbesitz über.

In den Jahren 1809 und 1820 wurden dann die Weiher mit anderen Ländereien von der Gemeinde Weitefeld angekauft. Sie wurden trocken gelegt und in fruchtbares Acker- und Wiesenland verwandelt.

In den letzten Jahrzehnten ist das alte Bild immer mehr verwischt worden. Gewiß würde die Erinnerung ganz verlöschen, wenn nicht die treuen Hüter der Vergangenheit, Flurnamen und Sage, einiges aufrecht hielten.

Unter den Flurnamen zeugen folgende Bezeichnungen von verschwundener Zeit: „Die Häusches Felder“, „Die Häusches Brache“, „Das Kirchhofstück“, „In den Weihern“, „Hinter den Weihern“.

Im sogenannten „Kleinen Weiher“ stand ehedem ein kleines Häuschen, das „Weiherhäuschen“ oder „Fischerhaus“. Im Laufe der Zeit ist es verfallen. Stein um Stein wurde weggenommen, um wieder zum Aufbau eines neuen Hauses im Dorfe Verwendung zu finden. Die Grundmauern, die schließlich noch übrigblieben, wurden nach der wirtschaftlichen Zusammenlegung der Grundstücke verschüttet, der Platz wurde eingeebnet und mit Rasen bedeckt. Nichts ist davon übrig geblieben als eine alte Sage.

**Die Sage vom Weiherhäuschen**

Auf den Höhen des Westerwaldes, in einer zwar unwirtlichen, aber dennoch bevölkerten und wohlangebauten Gegend breitet sich eine weite Hochebene aus. Einen großen Teil dieser Ebene überflutete in früherer Zeit ein gewaltiger See, an den sich, durch mächtige Dämme getrennt, zwei andere, minder große Fischweiher anschlossen. An dem nördlichen Strande dieses Sees stand ein einsames Fischerhäuschen, über das eine riesige Linde ihre schützenden Arme breitete. Der Giebel wurden von wucherndem Efeu überzogen, der sich in seinem äußersten Verzweigungen mit dem altersgrünen Strohdache verband. Hinter der beschirmten Wohnung zeugte ein kleiner Garten von der sorgsamen Pflege, die ihm zuteil wurde. Der Garten war ebenfalls durch eine starke Einfriedigung geschützt, nicht allein des starken Nordwindes wegen. -

Nichts störte die trauliche Stille, die das Häuschen umgab, als die trillernde Lerche im Frühjahr, die Unzahl der wilden Wasservögel, die mit schaurigem Geschrei den See umkreisten und der Sturmwind, der im Herbst die Ebene durchbrauste und die Wellen an den Strand trieb. Ab und zu kamen auch Zigeuner, die zwischen Weitefeld und Elkenroth ihr Lager aufschlugen, zu einem unwillkommenen Besuch.

Das Weiherhäuschen wurde bewohnt von einer Witwe und ihrem schmucken einzigen Töchterlein Anna. Der Vater, ein armer Fischer, hatte lange Jahre hindurch für die gnädigen Herrschaften in Altenkirchen und Hachenburg die schmackhaften Fische aus der Wassertiefe gezogen und damit seinen kärglichen Unterhalt verdient. Eines Tages wollte er wieder mit seinem schwerbeladenen Boot über den See seiner Wohnung zusteuern, geriet dabei in einen Sturm und fand den kühlen Tod in den brausenden Wellen. Die kleine Familie war brotlos geworden. Da vertauschte die fünfzehnjährige Anna die Spindel mit dem Fischernetz und ergriff die Arbeit ihres toten Vaters. In glücklichen Tagen war sie schon oft mit ihm auf dem See gewesen und hatte gelernt, wie man das Netz auswarf und den Kahn lenkte.

So ruderte sie nun unverdrossen vom Morgen bis zum Abend auf dem See umher, um durch den Fischfang das tägliche Brot zu verdienen.

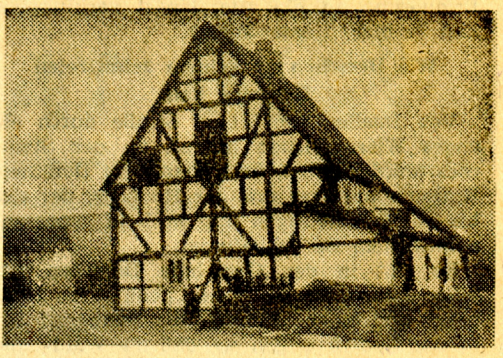
So verflossen mehrere Jahre, und Anna wuchs in dieser Zeit zu einer schönen Jungfrau heran. Die Burschen der Nachbardörfer sahen, daß sie das schönste Mädchen der Umgebung war. Sie war bekannt als sittsames und fleißiges Mädchen. Mancher reiche Bauernsohn hätte sich glücklich gepriesen, sie als Gattin heimführen zu dürfen. Doch Anna achtete nicht darauf, denn sie wußte, daß Reichtum nicht allein das Glück der Menschen ausmacht. Ihr Herz gehörte einem Freund aus ihrer glücklichen Kinderzeit, das war Wilhelm, der Sohn eines benachbarten Jägers.

Auf der anderen Seite des Sees wohnte in einem einfachen Jägerhäuschen ein gräflicher Förster, der den nahen herrschaftlichen Wald „Nauberg“ zu beaufsichtigen hatte. Zuweilen erlegte er auch Wölfe und Wildschweine oder die wilden Enten am See, die er dann dem herrschaftlichen Gouverneur in Altenkirchen ablieferte.

Das Haus des Jägers war eine Stätte des Familienglücks und des Friedens, und es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Jägers- und Fischersleute in treuer Freundschaft verbunden waren, zumal sie recht einsam auf ihrer Höhe lebten. Wilhelm und Anna wuchsen als Kinder zusammen auf, sie spielten miteinander, suchten in den nahen ausgedehnten Sümpfen Schnepfen- und Kiebitzeier, oder sie waren in Annas kleinem Gärtchen beschäftigt.

Kein Wunder also, wenn sich die beiden jugendlichen Herzen fanden und in ihnen eine treue Liebe zueinander emporwuchs. Wilhelm wollte ebenfalls, wie sein Vater, Jäger werden und kam nach Altenkirchen zu einem Oberförster in die Lehre, als er 14 Jahre alt geworden war. Nach fünfjährigem Aufenthalt in der Fremde wurde er seinem Vater als Forstgehilfe beigegeben. Nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus fand er in Anna, seiner Jugendfreundin, eine schlanke, ernste Jungfrau, deren Schönheit und Sittsamkeit seine innige Liebe erweckte. Auch das Mädchen erkannte in dem kräftigen Jüngling ihren Jugendfreund wieder und erwiderte die Liebe des jungen Mannes.

So kamen selige Tage und Stunden für die beiden Liebenden, und nach seiner Forstarbeit half der Jüngling dem Mädchen beim Fischfang. Wenn dann die Arbeit getan war, ruderten sie noch ein Stündchen auf dem stillen See. Oft schmiedeten sie zusammen Pläne für die Zukunft. Die Eltern billigten die Freundschaft ihrer Kinder und freuten sich, sie einst als Gatten glücklich vereint zu sehen.



Fachwerkhaus in Weitefeld

Aber dann kam der Siebenjährige Krieg. Auch die Grafschaft Sayn-Altenkirchen wurde davon betroffen. Der Markgraf von Anspach - der damalige Regent der Grafschaft - zog junge Leute zu den Waffen heran, die er seinem Schwager, dem großen Friedrich, als Hilfstruppen zur Verfügung stellte. Unter denen, die dieses Los betraf, befand sich auch der junge Forstgehilfe Wilhelm.

Der Abschiedstag für die beiden Liebenden nahte heran. Am Vorabend saßen sie schweigend unter der einsamen Eiche, denn ihre Worte wurden von den Tränen unterdrückt.

Am fernen Horizont türmten sich schwarze Gewitterwolken, und zuweilen fuhr ein leuchtender Blitz hernieder. Endlich unterbrach der junge Mann die schweigende Einsamkeit und fragte das Mädchen, ob sie ihm ewige Treue versprechen wolle. Anna gelobte, ihm ewig treu zu sein. - Da durchzuckte ein jäher Wetterstrahl die Luft, traf den Eichbaum und die beiden jungen Menschen, die voneinander Abschied zu nehmen gedachten. Zwei blühende Menschenleben wurden im Tode vereint. -

Und das Weiherhaus? - fragst du, lieber Leser.

Als die Landleute aus den Dörfern morgens nach dem See ausschauten, sahen sie, daß die Wellen hochgingen und über dem Platz zusammenschlugen, an dem das friedliche Fischerhaus gestanden hatte.

Die beiden Toten wurden gefunden, und die Jägerfamilie bereitete ihnen an der Stelle unter dem Eichbaum, wo der Tod sie ereilt hatte, ein Grab, in dem sie beide ruhen. Das Jägerhaus zerfiel, und die Familie ist ausgestorben.

Die Landschaft hat sich verändert, die Seen und Weiher sind verschwunden, und die

Erinnerung an die alte, längst verklungene Zeit verblaßt immer mehr.

**Wie Derschen zu seinem zehntfreien Hauberg kam**

Von Daaden führt eine Straße durch ein enges Wiesentälchen hinauf, an der Steinches Mühle vorbei, nach dem Orte Derschen. Ringsum umfängt uns der Hauberg, der sich bis auf den heutigen Tag noch in genossenschaftlichem Besitz befindet.

Es gibt in der Gemeinde Derschen seit jeher unter anderem einen „Zehntbaren Hauberg" und einen „Zehntfreien Hauberg." Die beiden Namen zeigen an, daß die Wald- und Grundberechtigten von ihrem Besitztum abgabepflichtig waren, wobei der letztere nur darauf hinweist, daß der Hauberg aus irgendeinem Grunde von der Abgabe befreit war. Zur Erklärung erzählt man sich in Derschen mit Stolz und besonderer Freude eine Geschichte folgenden Inhalts:

Die Gräfin Luise Juliane von Sayn war huldreich und immer freundlich zu ihren Untertanen. Sie nahm gerne Anteil an den Freuden und Leiden der Menschen, über die sie zu herrschen hatte.

Einstmals feierte man oben auf der „Spielstatt" ein Volksfest, zu dem auch die Gräfin erschienen war. Wie sie es immer tat, so mischte sie sich auch heute unter die lustige feiernde Menschenmenge. Mit Willkommensgrüßen, Hüte- und Tücherschwenken wurde sie von der Derschener Jugend freudig in Empfang genommen und herzlich begrüßt. Alle Burschen und Mädchen aus Derschen umringten ihre Gräfin, wobei die jungen Leute aus Mauden sich abseits hielten und teilnahmslos blieben.

Die Gräfin Luise Juliane war tief gerührt ob diesen Empfanges und solcher Verehrung, die ihr von der Derschener Jugend entgegengebracht wurde. Sie bat den Bürgermeister zu sich und eröffnete ihm den schnell gefaßten Entschluß ihrer Huld und innigen Dankesbezeugung: „Aller Hauberg, soweit er diesseits des Maudener Baches liegt, soll fortan zehntfrei sein."

Die edle Gräfin hatte die Anhänglichkeit und die Ehrerbietung ihrer Derschener Untertanen fürstlich belohnt. Der „freie Hauberg" erstreckte sich über fünf ansehnliche Walddistrikte.

# Alte Bauernhäuser in unserer Heimat

Die ältesten Bauernhäuser unserer Heimat stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Wir unterscheiden drei Bauernhausformen. 1. eine niedersächsisch-westfälische Form mit wenig fränkischen Eigenschaften gemischt. 2. eine niedersächsisch-westfälische Form mit starken fränkischen Eigenschaften. 3. das fränkische Gebirgsbauernhaus, bei uns auch das Westerwälder-Bauernhaus.

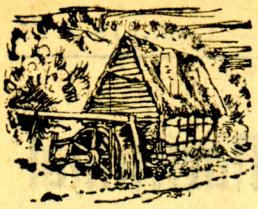
Das niedersächsisch - westfälische Haus ist in großen Teilen Nordwestdeutschlands verbreitet und hat bei uns seine südliche Grenze. Es ist im Ursprung ein Einraumhaus und hat seinen Eingang von dem Giebel her. Im Ern ist die Feuerstelle, darüber die „Herf" (Räucherkammer). Links vom Ern ist die große Stube, rechts Pferdestall und Futterkammer. Die Breitseite nimmt der Kuhstall ein. Diese Hausform ist noch verbreitet im Gebiet von Friesenhagen. Eine Abart dieses Hauses ist im Siegtal zu finden. Es weist deutlich westfälische Formen auf und hat daneben viele Eigenarten der fränkischen Bauweise. Der Haupteingang zu diesem Hause befindet sich an der Breitseite

Das Westerwälder Bauernhaus ist ein fränkisches Gehöft, bei dem Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dach vereinigt sind. Im Gebiet des Hohen Westerwaldes sind die Dächer zum Schutz gegen den Sturm und die Kälte oft bis in Mannshöhe her abgezogen. Das sind die bekannten langen Dächer des Westerwaldes, von denen wir heute nur noch Überreste sehen.

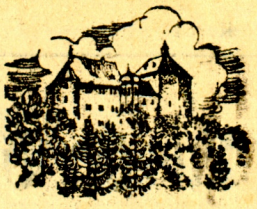
Der „Ern" enthielt früher die offene Feuerstelle, als es noch keine Küchen und Herde gab. Darüber hing die „Häl", eine sägenförmige Eisenschiene, an der man den Kochtopf festigte und an der man ihn höher oder tiefer hängen konnte. Über dem Feuer war eine Art offener Kamin, die „Herf", in der man Würste und Schinken räuchern konnte.

Man baute in alter Zeit in unserer Heimat mit sehr viel Holz, denn Holz hatte man genug. So wurde das Haus zunächst in Fachwerk errichtet, und dann wurden die „Gefächer" ausgefüllt. So sind die schönen Westerwälder Fachwerkhäuser entstanden, die wie immer seltener im Bild unserer Heimat sehen.

Schriftleitung: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., und Erwin Katzwinkel, Flammersfeld
Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen/Westerw., Siegener Straße 22



# Deine HEIMAT



Sept. 1954 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 8

MARIENTHAL

# Aus der Geschichte des Klosters Marienthal

Von Hans-Heinrich Demmer

Unweit Hamm, hart an der Grenze des Amtes Altenkirchen, liegen der Ort und das Kloster Marienthal. Der Wanderer, der von der Sieg kommt und sich Marienthal zum Ziel gesetzt hat, geht am besten dem Bächlein entgegen, das bei Au in die Sieg mündet und ein tiefes Tal in die hier beginnenden Westerwaldberge geschnitten hat. Schon bald trifft er auf die Reste der Heinrichshütte, eines alten, verfallenen Eisenhüttenwerkes. Beim Weitergehen grüßen links von der Höhe die Türme der Hammer Kirchen. Die Berge treten etwas zurück, und ein breites Wiesental nimmt den Wanderer auf. Am Rande des Tales steht eine alte Mühle, deren Wasserrad von dem Bächlein getrieben wird. Nun treten die Berge wieder näher zusammen, und ihre dichtbewaldeten Hänge machen das Wiesental zu einem Waldtal, das den Wanderer seinem nahen Ziel entgegenführt.

Das Kloster Marienthal in seiner heutigen Form stammt aus dem Jahre 1756. Seine Geschichte jedoch läßt sich verfolgen bis ins 15. Jahrhundert, wenn auch die letzten Ereignisse, die zur Gründung dieser Wallfahrtsstätte führten, urkundlich nicht mehr zu erfassen sind. Die Legende erzählt nämlich, ein Hirte habe ein Marienbild geschnitzt und im Walde unter eine Eiche aufgestellt. Forschungen haben ergeben, daß um das Jahr 1423 tatsächlich ein Marienbild im Tal von Marienthal (damals noch in den Kellersgroben genannt) vorhanden war, das bereits eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Dies gab den Anlaß, daß 1460 in dem damals noch unwirtlichen Waldtal eine Kapelle errichtet wurde, obwohl in dem nahe gelegenen Hilgenroth schon eine Kirche stand. Nach einer vorhandenen Urkunde steht fest, daß schon im Jahre 1489 ein Altarbild der Kapelle in den Kellersgroben durch einen Kölner Weihbischof geweiht wurde und zugleich dem Ort der bisher schon gebräuchliche Name Marienthal offiziell verliehen wurde. Anscheinend wurde bald danach, im Jahre 1494, an Stelle der Kapelle eine Kirche errichtet, die im Jahre 1502 einen Turm und 1511 eine Glocke erhielt. Während dieser Zeit wohnte der an der Kirche amtierende Priester in einem Hause, das dem Kloster Marienstatt gehörte. Ein Kloster in Marienthal gab es damals also noch nicht.

Dem schnellen Aufblühen der Kirche in Marienthal wurde in der Reformationszeit ein jähes Ende bereitet. Der am 20. März 1560 zur Herrschaft gekommene Graf Adolf von Sayn erklärte nämlich bald darauf das Luthertum zur Staatsreligion. In der Folgezeit wurden sämtliche katholischen Pfarrer des Landes verwiesen. Im Jahre 1564 finden wir dann den evangelischen Pfarrer Skenastes als alleinigen Seelsorger im Kirchspiel Hamm. In Marienthal wurde kein Gottesdienst mehr gehalten. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1664. Das Marienbild blieb jedoch auch in dieser Zeit unversehrt. Überhaupt scheint der Dreißigjährige Krieg in dem abgelegenen Waldtal keinerlei Spuren hinterlassen zu haben. Wohl aber brachte die nunmehr einsetzende politische Entwicklung unseres Landes eine Wendung der Dinge. In der Zeit von 1632 bis 1652 regierte in den saynischen Landen die Gräfin Louise Juliane, Witwe des 1632 verstorbenen Grafen Ernst, für ihre Kinder. Sie legte 1652 ihre Herrschaft nieder und teilte zugleich das Land auf in die Herrschaften Sayn-Hachenburg und Sayn-Altenkirchen. Marienthal mit dem Kirchspiel Hamm gehörte zu Sayn-Hachenburg. Die Kirchspielgrenze zwischen Altenkirchen und Hamm war nunmehr Landesgrenze geworden.

In Sayn-Hachenburg regierte von 1652 ab Graf Salentin Ernst von Manderscheid-Blankenheim, der Gatte von Ernestine von Sayn. Ernestine war evangelisch, ihr Gatte ein guter Katholik, der auch in Sayn-Hachenburg das Wiederaufleben des Katholizismus förderte. Am 6. April 1664 wurde nach hundert Jahren zum erstenmal wieder katholischer Gottesdienst in Marienthal gehalten. Am 13. Mai des folgenden Jahres beauftragte Graf Salentin einen Maurer mit der Restaurierung der Marienthaler Kirche. Um nicht den Gottesdienst durch Mönche aus Hachenburg versehen lassen zu müssen, gründete er in Marienthal ein Kloster für Franziskaner. Ar. Maria Lichtmeß, im Jahre 1666, legte Graf Salentin eigenhändig den Grundstein zu diesem Kloster. Mitte 1667 wurde es fertiggestellt. Es wohnten dort vier Patres und vier Brüder. Diese Zahl ist auch in späteren Zeiten nie wesentlich überschritten worden.

Da der Klosterbau sich mit der Zeit als zu eng erwies, wurde am 24. April 1703 noch zu

Lebzeiten Salentins der Grundstein zu einem neuen Haus gelegt, das im folgenden Jahr fertiggestellt und bezogen wurde. Am 3. Februar 1705 starb Graf Salentin. Eine Statue von ihm wurde im Kreuzgang des Klosters Marienstatt bei Hachenburg aufgestellt. Mit Bangen hatten die Katholiken der Grafschaft Sayn-Hachenburg, vor allem aber auch die Franziskaner des Klosters Marienthal, dem Tode Salentins entgegengesehen, in der Befürchtung, es würde nach seinem Tode um die religiöse Freiheit der Katholiken geschehen sein. Diese Befürchtungen waren jedoch grundlos. Salentins Nachfolger, Graf Wilhelm Georg von Kirchberg, war evangelischen Glaubens. Dennoch legte er als Landesherr am 1. Juni 1756 den Grundstein zum dritten Klosterneubau in Marienthal. In der damals errichteten Form steht das Gebäude heute noch.

Eine neue Wendung brachte der Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803, der die Auflösung vieler Klöster nach sich zog. Auch das Kloster Marienthal wurde davon, wenn auch erst zehn Jahre später, betroffen. Am 30. Januar 1813 verfügte Friedrich Wilhelm, Fürst zu Nassau, die Säkularisation des Klosters. Darauf verließen am 18. Februar des Jahres die Mönche - vier Patres und zwei Brüder - widerspruchslos das Kloster. Seit 1827 gehörte Marienthal dann vorübergehend zur neuen Pfarrgemeinde Altenkirchen. Im selben Jahr ordnete der preußische Staat, dem inzwischen nach dem Wiener Kongreß durch einen Tauschvertrag mit Nassau ein Teil von Sayn-Hachenburg, nämlich die Bürgermeisterei Hamm und damit auch Marienthal, zugefallen war, den Verkauf der Klostergebäude an. Der neue Besitzer, ein gewisser Peter Neurohl aus Koblenz, gestattete den Gottesdienst in der Kirche; er trat jedoch bald von seinem Kaufvertrag zurück. Der wöchentliche Gottesdienst wurde aber beibehalten.

Erst im Jahre 1836 wurden die Gebäude aufs neue zum Kauf ausgesetzt. Es bemühte sich in erster Linie ein Gastwirt aus Altenkirchen um den Kauf der Klostergebäude. Er wollte sie zum Abbruch erwerben und die Steine anderweitig verwenden. Aus diesem Plan sollte jedoch nichts werden, da sich inzwischen Freunde des Klosters um seine Erhaltung bemühten. Freiherr Eberhard von Geyr-Schweppenburg erwarb durch einen Mittelsmann das Kloster und schenkte es dem Erzbischöflichen Stuhl zu Köln. Ein Jahr später schenkte König Friedrich Wilhelm III. die Kirche dazu. Auf Kosten des Freiherrn von Schweppenburg wurde die Wallfahrtskirche damals verkleinert. Erst

## Altes Erntefestlied

Vorbei ist Müh und Plag,
heut ist der Erntetag.
Willkommen all, ihr Gäst,
bei unserm hohen Fest!

Der Ernte ganze Pracht
froh uns entgegenlacht
im goldnen Ährenkranz.
Spielt auf, spielt auf zum Tanz!

Heut wolln wir fröhlich sein,
des Segens uns erfreun
und dankend Gott laut loben
im hohen Himmel droben.

am 12. Oktober 1853 zogen wieder Mönche in das Kloster ein, jedoch keine Franziskaner, sondern Lazaristen. Während der Jahre, in denen sie in Marienthal residierten, entstand der bekannte Kreuzweg. Die Lazaristen wurden am 1. Oktober 1864 von Mönchen aus der Kongregation vom heiligen Geist abgelöst. Auch ihnen war kein langes Wirken in Marienthal beschert. Schon 1872 mußten sie das Kloster wieder räumen, als im Zuge des Kulturkampfes alle Jesuiten, wozu auch die Priester der Kongregation vom hl. Geist gehörten, des Landes verwiesen wurden. Darauf versahen Weltgeistliche den Dienst im Kloster bis zum 4. Mai 1892. Dieser Tag brachte eine endgültige Entscheidung; denn von nun an bewohnten wieder Franziskaner das Kloster. An diesem Zustand änderte sich auch während der beiden Weltkriege und insbesondere in den Jahren von 1933 bis 1945 nichts mehr.

Noch heute besuchen alljährlich viele Pilger und Wallfahrer Marienthal. Es ist so recht ein Fleckchen Erde für die Nachfolger des hl. Franziskus, um sich ganz dem Dienste Gottes und der Heiligung der eigenen Seele widmen zu können. Und der Wanderer, der hier einige Stunden der Besinnung erlebte und nun auf einem der stillen Waldwege Marienthal wieder verläßt, wird sich eines tiefen, unvergeßlichen Eindruckes nicht entziehen können.

# MARIENSTATT

Im 12. und 13. Jahrhundert erlebte die kirchliche Baukunst des Abendlandes ihre Blütezeit. Keine andere Zeit hat so viele Schöpfungen herrlicher Dome und Kathedralen aufzuweisen wie diese Zeit der beginnenden Gotik.

Der gotische Baustil, als der letzte Abschnitt in der Kunst des Mittelalters, bildete sich um 1150 in Nordfrankreich aus und verbreitete sich über fast ganz Europa. Abwandlungen und besondere Eigenarten sind durch die Zeit und die Entwicklung - Früh- und Spätgotik - sowie durch Charakter und Mentalität der einzelnen Völker bestimmt und bedingt.

Die Gotik wird getragen von einer tiefinnerlichen Sehnsucht nach Gottesnähe. Dieser Wunsch des Verbundenseins mit Gott und der Gedanke des kindlichen Gottvertrauens haben ihren großartigsten Ausdruck im Dombau des ausgehenden Mittelalters gefunden Und gerade in der gotischen Baukunst, die den Raum zu mächtiger Höhe entfaltet, werden das Hinstreben zu Gott, der Wunsch nach Gottesnähe und damit die tiefe Frömmigkeit des mittelalterlichen Menschen besonders deutlich sichtbar gemacht.

Die Dome des Mittelalters sind zu werten als Zeichen der Frömmigkeit des damaligen Menschen, der es fertig brachte, monumentale Bauwerke zu errichten allein zur Ehre und zum Preise Gottes. Die Baukunst wurde besonders unterstützt durch die Fürsten und Bischöfe, aber auch schon durch das emporstrebende Bürgertum.

Die Entwicklung und die Ausbreitung der mittelalterlichen Baukunst fällt zusammen mit der Ausbreitung des Zisterzienserordens in Deutschland. Dieser Mönchsorden wurde in Frankreich gegründet und gewann gerade in Deutschland große Bedeutung, nicht nur auf dem Gebiete der Baukunst. Der Zisterzienserorden betonte in seinen Regeln das Ideal der klösterlichen Armut als das Fundament des Ordenslebens. Aus diesem Grunde war der Orden grundsätzlich nicht sehr kunstfroh und kunstliebend. Trotz dieser Haltung verhielt man sich künstlerischem Schaffen gegenüber nicht grundsätzlich ablehnend. Aber alle Schöpfungen sind getragen von dem Grundsatz der Zweckmäßigkeit und einfacher Schönheit. Was dem Armutsideal aber widerstrebte, durfte nicht Raum haben im Ordensleben der Zisterzienser.

Die einzigartige Gründung der Zisterziensermönche in unserer Heimat ist das Kloster Marienstatt im Tale der Großen Nister. Marienstatt ist eines der wenigen Klöster und zugleich wohl auch das bedeutendste im Gebiet des engeren Westerwaldes. Unsere Heimat ist zu keiner Zeit sonderlich reich gewesen an größeren kirchlichen Einrichtungen jeder Art. Aber hier im Nistertale fanden die Mönche einen Ort von großer Ruhe, Stille und Naturschönheit, den man wohl zu den schönsten des Westerwaldes zählen kann und der ein rechter Platz ist zur Anbetung und zum klösterlichen Leben.

Im Jahre 1215 zogen von Heisterbach im Siebengebirge aus 12 Zisterziensermönche mit ihrem Abt Hermann an der Spitze hinauf zum Westerwalde, um in der Nähe des alten Kirchdorfes Kirburg ein neues Kloster zu gründen. Damals galt der Westerwald noch als abgelegen, unwirtlich und beinahe undurchdringlich. Die erste Niederlassung der Mönche in der Nähe von Kirburg ist unter dem Namen „Altenklosterhof" bekannt. Aber nicht lange währte die Herrlichkeit auf dem Hohen Westerwald. Es erhoben sich Schwierigkeiten, und die Mönche sahen sich nach einer anderen Möglichkeit für den Bau eines Klosters um.

Eine alte Legende erzählt: Eines Nachts erschien dem Abte Hermann die Jungfrau Maria. Der Abt lag im tiefsten Schlafe. Maria trug einen blühenden Dornzweig in ihrer Hand und gebot ihm, er solle mit seinen Mönchen aufbrechen und sich dort niederlassen, wo er abwärts im Tale der Nister einen blühenden Dornstrauch finden werde. Es war mitten im Januar, und draußen herrschte bittere Winterkälte. Der Abt Hermann aber machte sich nach dem Gebot der Jungfrau Maria bereits am nächsten Morgen auf den Weg. Seine getreuen Mönche begleiteten ihn. Sie mußten tapfer durch den Schnee stapfen und wanderten bei grimmiger Kälte über das Land zum Nistertale hin. Dann gingen sie nisterabwärts und fanden dort, wo das Tal enger wird und wo die Waldberge näher an das Flüßchen herantreten eine zerfallene Burg. Und siehe da: Am Fuße der Ruine sahen sie unter Schnee und Eis versteckt einen Dornenstrauch, der in voller Blütenpracht dastand. Die frommen Mönche knieten zum Gebete nieder, und der Abt Hermann pflanzte das Kreuz zur Gründung einer neuen Abtei auf.

Der edle Graf Heinrich von Sayn und seine Gemahlin Mechthild schenkten den Zisterziensern dieses Gebiet, und die Mönche be-

Nisterbrücke bei Marienstatt

gannen mit dem Bau des Klosters. Der Abt Hermann starb noch in demselben Jahre. Das Kloster wurde in fünf Jahren gebaut. Aber man besaß noch keine Kirche. Für die Gottesdienste wurde zunächst eine kleine Kapelle errichtet. Der Bau einer Kirche wurde jedoch nicht außer acht gelassen. Es ist uns nicht bekannt, wie lange der Kirchenbau dauerte, wir kennen auch nicht den Baumeister. Wir wissen nur, daß er zu den Mönchen oder den Laienbrüdern gehörte, daß er also kein Außenstehender war, denn das entsprach nicht den Anschauungen und Gepflogenheiten des Ordens, der gerade auf die Pflege der Baukunst und auf Meinungs- und Erfahrungsaustausch darüber großen Wert legte.

Es dauerte noch etwa hundert Jahre, bis das Gotteshaus vollendet war. Im Jahre 1324 konnte der Erzbischof von Köln die feierliche Weihe vollziehen. Marienstatt hat die erste gotische Kirche, die wir auf rechtsrheinischem Gebiet fanden.

Aus dem Ideal der Armut und Einfachheit heraus war ein herrlicher Bau entstanden, der so recht den strengen Mönchsstil verkörperte. Und doch ist die Kirche reich an Werken frommer, kirchlicher Kunst.

Da ist der Ursula-Altar, ein Meisterwerk gotischer Schnitzkunst. Die Gemälde auf den Flügeln lassen noch jetzt ihre einstige Farbenpracht erkennen. Auf dem oberen Teil des Altars ist die Krönung Mariens in goldenem Schnitzwerk dargestellt. Um die Krönung gruppieren sich die Gestalten der zwölf Apostel. In der unteren Reihe stehen die Profile der zwölf heiligen Jungfrauen, anmutigen und zarten Mädchenköpfen mit gelöstem Haar. Im Laufe der Zeit hat der Altar viel gelitten, wohl auch aus dem Grunde, weil er in der wechselvollen Geschichte des Klosters nicht immer pfleglich und mit Sinn für das Kunstwerk behandelt worden ist. Aber noch immer ist er ein wertvolles Zeichen alter Kunst.

Die Jahrzehnte und Jahrhunderte gingen ins Land. - Es kamen schwere Jahre für das Kloster. Wilde Kriegszeiten gingen nicht spurlos an dem verträumten Ort vorbei. Der Schwarze Tod hielt in unserer Heimat zum ersten Male im 15. Jahrhundert seine grausige Ernte, und auch Marienstatt entging ihm nicht. Die Zahl der Mönche wurde durch die Pest gelichtet, und es wurde einsam im Tale der Nister.

Es starben Graf Gerhard von Sayn und seine Gattin Elsa von Sierk, wahrhafte Wohltäter des Klosters. Das Grabmal zeigt in dem Grafen einen bedeutenden und willensstarken Mann, in der Gräfin das Abbild einer edlen und ritterlichen Frau.

Der Dreißigjährige Krieg brachte wiederum in seinem Gefolge Elend und Hunger über unsere Heimat. Wieder einmal wütete die Pest und machte auch wieder an den Pforten des Klosters nicht halt. Aber auch die Kriegszeiten gingen vorbei, und friedliches Leben kehrte in das Land ein. Das 18. Jahrhundert ist wiederum eine Zeit des Aufbaues und der Blüte. Auch der Kunstsinn der Mönche ist rege und hat uns aus dieser Zeit bleibende Werke innerhalb der Klostermauern überliefert.

Da mußten in der Zeit der Säkularisierung die Mönche ihr Bündel packen und die Heimat verlassen. Das Kloster wurde dem Herzog von Nassau als Entschädigung für andere Gebiete zugesprochen. Das war eine Zeit des Verfalls für Marienstatt. Aber im Jahre 1888, während der kurzen Regierungszeit des deutschen Kaisers Friedrich III., konnten die Zisterzienser ihr altes Kloster wieder beziehen und neues Leben begann in den alten Räumen.

Marienstatt ist auch heute noch ein vielbesuchter Ort, nicht allein wegen seiner Geschichte oder seines klösterlichen und kirchlichen Lebens, sondern auch wegen seiner Schönheit, seiner Stille und seiner Abgeschiedenheit im Waldtale der Nister.

# Das Grab im Walde

*An waldbehangener Bergeshalde, in der Nähe der Zisterzienzerabtei Marienstatt, liegt ein stilles Grab, „Kaiserlicher Friedhof" im Volksmund genannt. Kein Laut der Welt dringt zu dieser Waldeinsamkeit. Nur der Klosterglocken freundlich heller Ton verhallt leise ausklingend über der Ruhestätte braver Vaterlandsverteidiger. Fern der Heimat, fern ihrer Lieben mußten sie verbluten und ihr junges Leben lassen. Soldatenlos, hartes Los! Hier nun ruhen sie aus in fremder Erde von den Mühen und Kämpfen einer sturmbewegten Zeit. Dunkle, ernste, hochragende Tannen halten in stummer Trauer an den Gräbern treue Wacht. —*

*Soldatengräber im Walde. - Sie alle, die dort unten den langen, tiefen Schlaf tun, sie haben ein stilles, ruhiges Plätzchen zum weichen Schlummer gefunden. Linde Hände weißer Mönche drückten ihnen mitleidig die müden Augen zu und betteten sie in kühlem Waldfrieden zur ewigen Ruh. Unbekannt sind ihre Namen, vergessen, verweht wie Spuren im Wüstensand; unbekannt ist ihre Zahl. Wetterfeste, kampfgeübte Krieger gruben sie hier ein. Wohl fielen sie nicht im wilden Schlachtengetümmel und rollenden Donner der Kanonen, aber alle starben den Tod für's Vaterland. Wund, mit zerschossenen Gliedern, im heißen Fieberbrand, trug man sie in des Klosters friedliche, schützende Hallen. Da kämpften sie gegen einen mächtigen Feind ihren letzten Kampf, bis Gott sie heimholte ins ewige Reich.*

*Ein einfaches Kreuz aus Stein auf efeuumranktem, von einem Eisengitter umschlossenen Unterbau bezeichnet den Ort, wo der Tapferen bleiche Gebeine einer ewigen Auferstehung entgegenharren. Herzog Stephan von Österreich ließ seinen Landsleuten dieses Denkmal setzen, als er infolge politischer Umtriebe in der Verbannung weilte. Schlicht lautet die Inschrift am Sockel des Kreuzes:*

*Ruhestätte der in den Jahren 1793 - 97 in der Abtei St. Marienstatt verstorbenen und dahier beerdigten K. K. östreichischen Soldaten. Errichtet im Jahre 1856*

*Wieviel Tragik liegt in diesen wenigen Worten. Wieviel Weh und Bitterkeit umschließt ihr Inhalt. Doch den Armen wurde Heimat und Frieden. Kein Mißton stört die Grabesruh der stummen Schläfer im dunklen Schoß deutscher Erde.*

*In sonniger, lockender Abendstunde mußt du hinauswandern zum einsamen Grab im Walde, wenn der Tag zur Neige geht, wenn die Sonne mit ihren letzten goldenen Strahlen zum Abschied noch einmal Wald und Wiese küßt und die Dämmerung im bläulichen Geäst ihre silbergrauen Schleier webt. Da ist's so friedlich still. Da wird's so seltsam zumute. Heimatsehnen, ungestilltes Hoffen erfüllen dein Gemüt. - Ringsum in den Wäldern tiefes Schweigen. Bald näher, bald ferner rauscht die Nister ihr altes Lied. Einen Friedensgruß trägt auf sanften Schwingen der Wind zu dir, den trauten Klang des Aveläutens, von der Klosterkirche her. Im nahen Holunder singt eine Amsel ihr Schlummerlied, und aus dem Waldesrand tritt lauschend das scheue Reh und äugt zum Himmel empor. Ein heimliches Raunen geht durch Wald und Flur. Singendes, klingendes Träumen der Natur.*

Nach dem Nass. Heimatbuch, von G. Wellstein.

# Die letzten Blumen in Acker und Feld

Viel ist es ja nicht, was jetzt noch blüht hier draußen vor dem Tore. Als alles noch bunt war, voll von Farben, da hätten wir es übersehen. Heute aber, auf dem braunen Acker, am fahlen Wegrand, im dürren fallenden Laub, sehen unsere Augen dankbar danach hin. Wenn es auch Unkraut ist, wenn es auch Schuttpflanzen sind, die da noch blühen, oder kümmerliche Spätlinge, mager und dürftig, es lacht uns doch an, was jetzt noch blüht, und wir lächeln ihm freundlich zu in dieser Herbstwelt. Wer fleißig ist, wer sich bücken kann und Augen hat, der kann auch heute noch einen bunten Strauß mitbringen. Nicht ein so helles frisches, leuchtendes Bündel wie im Frühling, kein so vielfarbiges, prangendes Gebinde wie im Sommer, aber doch einen Blumenstrauß, wie er für des Jahres Greisentum paßt.

Im Rasen leuchtet eine goldene Kettenblume. Und da noch eine und da drüben die dritte und dort noch mehr, zwanzig, dreißig kleine goldene Sonnen zwischen den braunen Blättern, die der Wind dahin warf. Wenn die Maisonne lacht, dann ist ihre Blütezeit. Wenn Apfelblütenblätter in das junge Gras fallen und die Finken schlagen, dann sitzen die Kinder im Grase, den Schoß

# Der Mönch von Heisterbach

*Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach*
*lustwandelt an des Gartens fernstem Ort.*
*Der Ewigkeit sinnt tief und still er nach*
*und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort*

*Er liest, was Petrus der Apostel sprach:*
*Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,*
*und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag. -*
*Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.*

*Und er verliert sich zweifelnd in den Wald.*
*Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht.*
*Erst wie die Vesperglocke schallt,*
*gemahnt es ihn der ersten Klosterpflicht.*

*Im Lauf erreichet er den Garten schnell.*
*Ein Unbekannter öffnet ihm das Tor.*
*Er stutzt - doch sieh! schon glänzt die Kirche hell,*
*und draus ertönt der Brüder heil'ger Chor.*

*Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,*
*doch wunderbar! ein andrer sitzet dort.*
*Er überblickt der Mönche lange Reihn,*
*nur Unbekannte findet er am Ort.*

*Der Staunende wird angestaunt ringsum,*
*man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.*
*Er sagt's - da murmelt man durchs Heiligtum:*
*„Dreihundert Jahre hieß so niemand mehr."*

*„Der letzte dieses Namens," tönt es dann,*
*„er war ein Zweifler und verschwand im Wald.*
*Man gab den Namen keinem mehr fortan."*
*Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.*

*Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr.*
*Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,*
*da wird ein großes Gotteswunder klar:*
*Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.*

*Ha, welche Lösung! Plötzlich graut sein Haar,*
*er sinkt dahin und ist dem Tod geweiht,*
*und sterbend mahnt er seiner Brüder Schar:*
*„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.*

*Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar.*
*Drum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach!*
*Ich weiß, ihm ist ein Tag wie tausend Jahr',*
*und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag."*

Wolfgang Müller

---

gehäuft voll der goldenen Blumen mit den langen Röhrenstielen. Mit spitzen Fingern köpfen sie die Blumen, schieben die Enden der Stiele ineinander und machen sich wunderschöne Ketten und Ohrgehänge davon. Aber alles hat seine Zeit. Das kleine Mädchen da, das an der Hand der Mutter dahinmarschiert, sieht die Blumen nicht und denkt nicht daran, davon Ketten zu machen. Das paßt nicht für die Jahreszeit.

Andere Blumen gibt es, die blühen immer, vom ersten Frühling bis zum Schneefall. Aber das ist meist gewöhnliches Volk. Da sind rote und weiße Taubnesseln und Reiherschnabel, Vogelmiere und Kreuzkraut, Hirtentäschel und Ackerdistel. Mit dem Gänseblümchen aber hat es eine besondere Bewandtnis. Im Frühling findet man es blühend; es blüht den ganzen Sommer und den Herbst über, und eben, daß im Winter die Sonne den Schnee forttaut, dann ist es wieder da. Es hat so viel Freude an der Sonne und so viel Dankbarkeit für sie, das kleine, bescheidene Ding, und darum blüht es. Die anderen aber blühen, weil es ihnen so gut geht auf ihrem Schutt und Dünger.

Andere aber wieder blühen, weil sie im Sommer nicht dazu kamen. Da stand das Grünfutter zu dicht und die Kartoffeln bollwerkten zu sehr. Jetzt, da sie fort sind, holen sie nach, was sie versäumen mußten. Und darum ist die Brache so voll von blauen Kornblumen und der verfahrene Acker so bunt von rotem Mohn.

Wieder andere hätten blühen können, wenn nicht die Sense sie geduckt hätte. Die schlug ihnen die Knospen ab. Vielen erging es so, der weißen und rötlichen Schafgarbe, dem goldenen Hahnenfuß und der saftigen Dotterblume. Lange siechten sie und kränkelten, aber sie hielten es durch und brachten es in letzter Stunde doch zu einer Blüte. So aber wie der böse Hederich, so blühen sie nicht. Wie ist man dem zu Leibe gegangen! Bündelweise wurde er ausgerauft, zertreten und zertrampelt. Aber immer kam er wieder, und wo im Sommer nichts mehr von ihm zu sehen war, da färbt er jetzt wieder alles goldgelb. Der vergeht nicht, er gehört ja auch zum Unkraut. Böse kann man ihm aber nicht sein. Er bringt doch Leben in die toten Farben des Feldes. Ohne ihn wäre es jetzt traurig auf den Äckern.

Je später es wird in der Zeit, um so bescheidener wird der Mensch. Und so freut er sich der blühenden Unkräuter, sind es doch die letzten Blumen.

Hermann Löns.

# Altes Sagen- und Märchengut

### Wie der Schmied den Teufel betrog

Vor vielen, vielen Jahren ging der Teufel noch in einer solchen Gestalt herum, daß ihn jeder Christenmensch sofort erkennen konnte. Er hatte ein greuliches Angesicht, starke, schwarze Haare an den Händen, richtige Klauen wie ein wildes Tier und einen gewaltig langen Schwanz. Dann aber ließ er sich rasieren, die Klauen schneiden, kurzum: sicht rasieren, die klauen schneiden, kurzum: Er wurde fast wie ein Mensch. Selbst seinen Pferdefuß steckte er in einen Lederstiefel. Seit der Zeit ist es schwer den Teufel zu erkennen.

Dieser Teufel nun, der einem Menschen zum Verwechseln ähnlich sah, kam einst zu einem Schmied auf den Westerwald. Er hielt gar nicht hinter dem Berge, daß er der Teufel sei, sondern sagte es dem Schmied geradeweg. Als nun der Schmied fragte, warum er gerade zu ihm komme, da sagte der Teufel, er brauche einen neuen Feuerwerker, und da schiene ihm der Schmied der rechte Mann. - Der Schmied fragte, was bei dem Handel herauskomme. Und da versprach ihm der Teufel das Blaue vom Himmel herunter. Drei Jahre solle es ihm an nichts fehlen.

Ei, dachte der Schmied, das Geschäftchen können wir machen, wurde handelseinig mit dem Teufel und führte ein Leben in Saus und Braus drei Jahre lang.

Als die Zeit um war, stand er in seiner Schmiede und hämmerte an einem Eisen herum. Das war gestaltet wie eine Gabel. Da kam der Teufel zu ihm und sagte: So, Meister Schmied, nun mußt du mit, die drei Jahre sind vorbei!"

„Ach", sagte der Schmied und strich sich den Bart, „so ganz ohne sollte es doch nicht gehen. Hatten wir nicht ausgemacht, daß du vorher erraten solltest, was ich gerade schmiedete, wenn du kämest!" - „Richtig!" sagte der Teufel, „das habe ich versprochen, und was versprochen ist, das wird auch gehalten!"

Darauf nahm der Schmied sein Eisen, legte es ins Feuer, hielt das glühende Stück dem Teufel vor die Nase und sagte: „Nun, was wird das?" Der Teufel sah sich das Stück an, lachte und schrie: „Eine Gabel, eine zweizinkige Gabel, was denn sonst!" Der Schmied aber nahm den Hammer, tat zwei Schläge auf das Eisen und bog die Zinken um und sagte: „Fehlgeraten! Das gibt einen Karst!"

Da fuhr der Teufel mit einem greulichen Geheule zum Schornstein hinaus.

(Aus dem nassauischen Sagenborn).

### Vom Bauern, der sich mit dem Teufel kratzen wollte

Es war einmal ein Bauer, der hatte mit dem Teufel zusammen ein Stück Land geheuert auf zwei Jahre. Der Teufel sagte zum Bauern: „Du sollst das Land bestellen. Wir wollen aber darum würfeln, wer das haben soll, was über der Erde wächst, und wer das andere bekommen soll, was unter der Erde ist." Na, es wurde dann gewürfelt. Der Teufel warf natürlich die meisten Augen und sollte nun alles haben, was oben wüchse. Der Bauer ging jedoch hin und bestellte das Feld mit lauter Runkelrüben. Und als der Herbst da war, bekam der Teufel die Blätter.

Im nächsten Jahr würfelten sie wieder. Jetzt hatte der Teufel natürlich die wenigsten Augen und sollte denn nun alles haben, was unter der Erde sei. Da ging der Bauer hin und bestellte das Feld nur mit Weizen. Und als der Herbst da war, bekam der Teufel die Wurzeln. Nun schimpfte er dem Bauern die Haut voll. Und zuletzt sagte er: „Morgen komme ich wieder. Dann sollst du dich mit mir kratzen." Da wurde der Bauer sehr bange, und seine Frau merkte, daß er den ganzen Tag hinterm Ofen saß und sehr nachdenklich war. Sie fragte ihn: „Was ist dir bloß angeflogen?" Da sagte er ihr: „So und so. Und morgen soll ich mich mit dem Teufel kratzen." Die Frau jedoch tröstete ihn und sprach: „Sei nur ganz unbesorgt! Ich will schon mit dem Teufel fertig werden!"

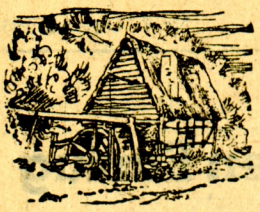
Also, was tun? Sie setzte sich hin und tat, als ob sie ganz traurig sei Und richtig, da trat auch schon der Teufel herein und sagte: „Was fehlt dir denn, kleine Frau?"

„Ach", antwortete sie, „sieh doch nur mal diesen großen Riß in meinem schönen Eichentisch! Mein Mann sagte, er solle sich mit einem anderen Manne kratzen. Da hat er zur Probe mit dem Nagel seines kleinen Fingers diesen großen Riß gezogen."

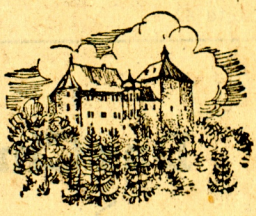
Der Teufel schaute darauf zur Tür und fragte: „Wo ist er den jetzt?" Die Frau antwortete: „Er ist zum Schmied gegangen und will sich die Nägel ein wenig schärfen lassen."

Da ging der Teufel zur Tür hinaus und machte, daß er fortkam.

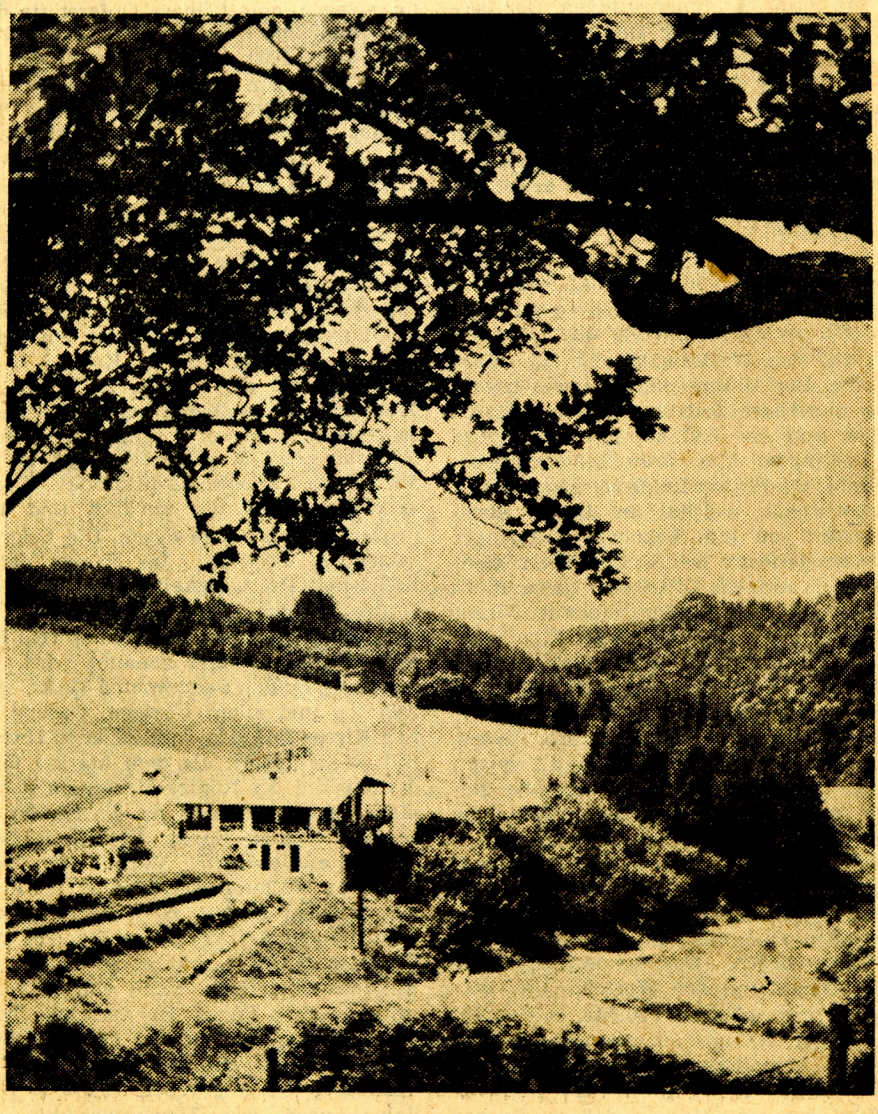
Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Str. 22



# Deine HEIMAT



Okt. 1954 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 6



Das Elbbachtal bei Elkenroth Foto: Strunk

# Das Christentum hält seinen Einzug

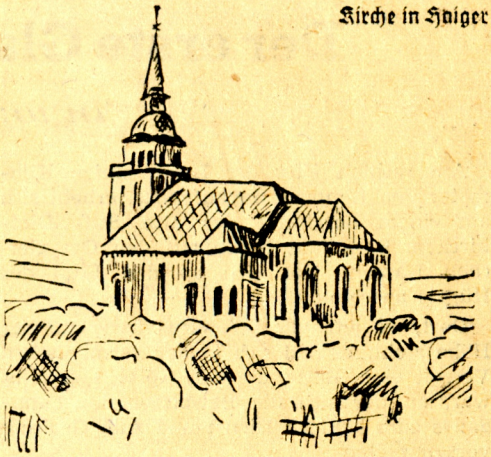
## im Sieg- und Westerwaldgebiet

Von K. H. Fuchs

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts ging Domscholaster Hermann aus Worms daran, Urkundenmaterial über die Entwicklung des Christentums rechts des Rheines, zwischen Main und Sieg, zusammenzutragen. Der pergamentene Codex befindet sich in der königlichen Bibliothek in Hannover. Im Jahre 731 folgte nach dem Ableben Gregors II. Papst Gregor III. Dieser überschickte Bonifatius das erzbischöfliche Pallium zugleich mit dem Auftrag, Bischöfe an solchen Orten zu weihen, wo die Anzahl der Gläubigen dies erfordere. Er wählte in Franken Eichstätt und Würzburg zu bischöflichen Sitzen. In Hessen weihte er Wittan oder Witta („Weiß" latinisiert: Albinus) zum Bischof von Buraburg. Die Reise des hl. Bonifatius im Jahre 738 zum Papste Gregor III. nach Rom hat vor allem für das Siegtal und den Westerwald eine besondere Bedeutung. Der Unter- und Oberwesterwald gehörte zu dieser Zeit zu Hessen. Hessen wiederum war ein Teil des großen Herzogtums Thüringen. Von Rom brachte Bonifatius im Jahre 739 ein Empfehlungsschreiben des Papstes mit, welches an die einzelnen Stämme der von ihm bekehrten Thüringer und Hessen gerichtet war. Unter diesen Stämmen wurden auch die „Nistresii" genannt. Es handelte sich hierbei um Bewohner der Nister, eines Flusses, der am Salzburger Kopf entspringt und bei Wissen in die Sieg mündet. Diese Urkunde hat folgenden Wortlaut: „Papst Gregor an alle Vornehmen und das Volk der deutschen Provinzen: Thüringen und Hessen, Bortharier, Nistresier, Kedrever und Lognaer, Suduofer und Grabfelder und an alle Bewohner des östlichen Landes". Alle diese Stämme zählten zum „plaga Orientalis" d. h. zum östlichen Francien. Der Diözesanbrief war also an alle Bewohner von Francien, Hessen und Thüringen gerichtet, welche unter dem ältesten Gesamtnamen als „Thüringer" bezeichnet wurden. Das Sendschreiben des Papstes schließt mit den Worten: „Und nun, Geliebte, bringt würdige Früchte, so daß Ihr am Tage der Ankunft unseres Herrn Jesu Christi die himmlischen Wohnungen zu erhalten verdient! Lebet wohl!". Er empfiehlt den Thüringern und Hessen, daß sie die von Bonifatius geweihten Bischöfe und Priester gern auf- und annehmen sollen. Durch die politischen Kämpfe Karl Martells war im Jahre 739 Bonifatius bei der Gründung von Diözesen gehindert. Erst im Jahre 741 waren die Verhältnisse normal geworden. Nach der Gründung des Bistums Buraburg (Burberg, auf einer steilen Anhöhe bei Fritzlar gelegen, eine frühere Opferstätte des Wodan und Thor) vollzog sich allmählich um das Jahr 1000 die Gründung der ersten Pfarrei auf dem Westerwald. Noch vor seinem Tode hatte Bonifatius zu seinem Schüler Lullus, zu dieser Zeit Bischof von Mainz, gesprochen: „Die Zeit meines Todes naht heran. Vollende du den von mir angefangenen Bau der Kirche in Thüringen und rüste dich mit Kraft zur Bekehrung der Völker". Der Kirchenbau in Haiger hatte um diese Zeit auch schon bedeutende Fortschritte gemacht. Konrad der Salier (909—918) wahrscheinlich zu Weilburg geboren und erzogen, ein Verwandter des deutschen Königs Konrad I, stiftete im Jahre 912 ein Kloster zu Ehren der hl. Walburgis. Demselben schenkte Konrad I. im folgenden Jahre den königlichen Hof und Zehnten nebst Marktgerechtigkeit zu Haiger. In dieser Schenkungsurkunde wird eine „ecclesia baptimalis" erwähnt und ihr ein großer Sprengel zugewiesen. Die Urkunde hat folgenden Wortlaut: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Wir, Konrad von Gottes Gnaden König der Deutschen, haben eine Taufkirche zugleich mit unserem Herrenhofe, welcher Haiger genannt wird, in dem ebenfalls Haiger bezeichneten Gaue, mit dem Zehnten und allem Übrigen, was zu derselben Kirche und dem angegebenen Herrenhofe mit Recht gehört, als dem Markte und der dritten Teil der Königs-Messen in demselben Gaue oder Grafschaft, an die Kirche, welche in Weilburg zu Ehren der glorreichen und hl. Gottes-Gebärerin Maria, sowie der hl. Jungfrau Walburga errichtet ist, als Eigentum mit ewigem Rechte zu besitzen geschenkt. Und damit diese Erklärung Unserer Willensmeinung sicher verbleibe, so haben wir sie mit unserer eigenen Hand vollzogen und sie mit unserem Siegel zu versehen befohlen. Salomon, der Kanzler, hat an Stelle des Erz-Kaplans Pilgrin die Prüfung dieser Urkunde vollzogen, welche gegeben ist am 24. April im Jahre nach der Menschwerdung unseres Herrn 913, im 3. Jahr der glorreichen Regierung des Königs Konrad!". Da die Erzbischöfe von Trier auch Bischöfe von Worms wurden, schienen sie eine Art Oberhoheit über Worms

erhalten zu haben. 1048 weihte nämlich Eberhard von Trier, Pfalzgraf bei Rhein, unter Mitwirkung des Bischofs Arnold von Worms die Kirche feierlich ein.

In der Einweihungsurkunde heißt es u. a.: „Im Jahre 1048 nach der Menschwerdung des Herrn, unter der Regierung des Kaisers Heinrich, als er im 17. Jahre König und im zweiten Jahre Kaiser war, am 28. April wurde die Kirche an dem Orte, welcher Haiger genannt wird, von Eberhard dem ehrwürdigen Bischof von Trier, in Gegenwart und unter Mithülfe von Arnold, dem Bischof der Wormser Kirche, eingeweiht zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi, des hl. Kreuzes und der Gottes-Gebärerin Maria, sowie aller Heiligen und insbesondere jener, deren Reliquien daselbst aufbewahrt werden, nämlich: der hl. Märtyrer Vitalis, Nazarius und Alexander, sowie der hl. Bekenner Martinus, Gregorius und Goar, schließlich der hl. Jungfrau Walburgis. An demselben Tage aber bestätigte der vorgenannte Erzbischof Eberhard vermöge seiner bischöflichen Jurisdiktion vor allen Leuten die Grenzbestimmungen derselben Kirche, wie solche der König Konrad nebst der Kirche an den zu Weilburg errichteten Altar der hl. Jungfrau Walburgis in königlicher Machtvollkommenheit, gemäß der unten beigefügten Abschrift, vorher (im Jahre 913) geschenkt hatte." Hier folgt nun in der Urkunde die Begründung des Gebietes, das dem Sprengel zufällt. Es heißt in der Urkunde wörtlich: „Folgendes ist die Begrenzung der Kirche zu Haiger, welche vorgenannter König Konrad der hl. Maria und der hl. Walburgis in Weilburg übergeben hat: Sie beginnt zwischen Donsbach und Haiger, wo die Mark Herborn und das Land der freien Männer aneinandergrenzen und von da zum Westerwald und abwärts bis zur kleinen Nister und von da abwärts nach Keginheresfane (Kirburg); von Keginheresfane bis nach Drutgerestein (kleiner Wolfstein bei Marienberg), von da bis zur Stelle wo der Abelbach (Waschbach) entspringt und abwärts des Abelbaches bis zur Großen Nister, von da die Große Nister abwärts bis zur Stelle, zu welcher der Bodenbach (Kalkofenseifen) einmündet, von da den Bodenbach aufwärts bis zur Quelle des Bodenbaches und von der Quelle des Bodenbaches bis wo der untere Krumbenbach (Krumbach) entspringt, von da abwärts bis zur Hovenister (die Hintere oder Kleine Nister) und aufwärts der Hovenister bis zur Stelle, an welcher die schwarze Morla (Mörlen) bei dem gleichnamigen Dorf, einfließt, von hier die Mörl aufwärts bis zu ihrer Quelle, von da bis zum Diedesbrunnen (bei Niederndorf), von da abwärts des Diedesbrunnen bis nach Lindehdunaha (Lindian, Bach bei Dickendorf),



Kirche in Haiger

von hier abwärts der Lindian bis zur Elbana (Elbbach bei Elben), von da die Elbe abwärts bis zum Wizzestein (Weiselstein unterhalb Gebhardshain) und vom Wizzestein bis zur Angeshardt (unterhalb Dauersberg, rechts des Elbbaches) und von der Angeshardt bis nach Staffel, Feldgemarkung auf der linken Seite des Elbbaches bei Gebhardshain) zwischen Wisnerofanc (Wissen a. d. Sieg) und der Begrenzung des Gebietes der freien Männer (Hatzfeldtsches Gebiet auf der linken Seite der Sieg. Es ist bekannt, daß die Fürsten Hatzfeldt immer als freie Männer galten). Von hier bis nach Widenenbusc an der Sieg (Durwittchen bei Wissen), von da aufwärts der Sieg bis nach Scirevelt (Scheuerfeld im Amt Betzdorf), von da aufwärts von Sciurevelt bis zur Eiche in Kodenbraht (Kalteiche) und daselbst zum Hileweg (Grenzweg zwischen Kirchen und Wissen) und den ganzen Hileweg bis nach Crucilohe (Kreuzeiche bei Mudersbach wahrscheinlich) und von Crucilohe bis nach Sprengelohe (Salchendorf bei Siegen), von dort nach Bliggeresbahe (Plittersbach bei Freudenberg) und abwärts von Bliggeresbahe bis nach Bochendenhsganbuchun (Hof Bruchen bei Kirchen bzw. Freusburg), wie die Grenze von Fruodesbrahderofanc (Freusburg bei Kirchen) sich hinzieht bis nach Bennenloch (Beidling bei Siegen) und sowie die Grenze der Grafschaft in der Haigeromarca (Mark von Haiger) hinläuft bis zur Quelle der Dietsulza und die Dietsulza abwärts bis zur Mündung in die Dillena." Die Urkunde hat unterzeichnet: der Bischof Folmarus, der Erzpriester (Dechant), eine Anzahl Priester, Richter und Ritter. Von diesem Zeitpunkt ab war also eine Begrenzung des Sprengels Haiger vorhanden, der als ursprüngliche Mutterkirche unserer Heimat angesehen werden darf.

# Der erste Glaubensbote

## *in unserer Heimat*

Am rechten Ufer der Lahn, einige Kilometer von Limburg flußaufwärts, erhebt sich auf einem Bergkegel das alte Stift Dietkirchen. Es schaut herab auf den Ort gleichen Namens, der sich an den Fluß des Hügels anschmiegt.

Dort, wo jetzt die Lubentiuskirche auf der Höhe steht, befand sich in der germanischen Vorzeit eine Stätte, die den Göttern geweiht war, an der sich die Bewohner des Lahngaues zum heiligen Dienst und zum Gerichte versammelten.

Viele Jahrhunderte lang mag dieser Ort eine Kultstätte der Germanen gewesen sein, bis in der Zeit der beginnenden Völkerwanderung - im 4. Jahrhundert - das Christentum in dieses Land gebracht wurde.

Der Überbringer der Frohen Botschaft, Lubentius, darf wohl mit Recht als einer der ersten Glaubensboten in unserer Heimat angesehen werden. Er wurde in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts in der Nähe von Mainz geboren und vom Bischof Maximinus von Trier erzogen. Nachdem er zum Priester geweiht worden war, übertrug man ihm die Missionierung des unteren Moselgebietes, wo er mit großem Erfolg wirkte. Sein Glaubenseifer führte ihn aber bald über den Rheinstrom in das Gebiet der Lahn. Er zog weiterhin diesen Fluß aufwärts und verkündigte überall das Evangelium.

Christliche Missionare suchten oft mit sicherem Geschick diejenigen Orte auf, die dem Volk als Plätze der Götterverehrung heilig waren, und so erbaute Lubentius auf den Felsen an der Lahn im heiligen Hain an der Stelle des heidnischen Opferaltares ein kleines christliches Bethaus aus Holz. An denselben Ort ist dann später die heutige Kirche in Dietkirchen erbaut worden.

Daß Lubentius diese Tat wagen durfte, beweist recht deutlich, in welch hohem Ansehen er stand und wie sehr die Kraft des Christentums den heidnisch-germanischen Götterglauben erschüttert hatte.

Etwa um das Jahr 400 ist Lubentius an der Mosel, seinem ersten Wirkungsort, gestorben. An seinem Lebensende konnte er auf ein erfolgreiches Werk zurückschauen. Von seinem Tode berichtet die Legende: Drei Parteien stritten darum, die Gebeine des heiligen Mannes beisetzen zu dürfen: die Bewohner der Mosel, des Rheines und der Lahn. Um ein Gottesurteil herbeizuführen, legte man den Leichnam in ein Schiff, das ohne Segel und Ruder seine Fahrt begann. Es schwamm die Mosel abwärts, trieb dann bei Koblenz den Rhein hinauf und nahm seine Richtung gegen den Strom in die Mündung der Lahn. Gegen das strömende Wasser bewegte sich das Schifflein aufwärts und legte bei Dietkirchen an, zum Zeichen, daß die Gebeine des frommen Mannes hier an der Stätte seines erfolgreichsten Wirkens nach dem Willen Gottes beigesetzt werden sollten. Fröhlich sangen die Vögel, munter sprangen die Tiere des Waldes, frischer strömten die Wasser, die Fischlein umkreisten den Kahn, die Waldberge hallten wider vom vielstimmigen Lobe des Heiligen, als man den Leichnam aus dem Schifflein nahm und ihn in Dietkirchen zur ewigen Ruhe besetzte.

# Die letzten Lieder

Von Hermann Löns

Es könnte noch Sommer sein, aber es ist schon Herbst. Der Himmel ist grau, und der Regen rieselt. Wenn einmal die Sonne durch die schmutzigen Wolken kommt, dann sticht sie. Weiße Wetterköpfe schieben sich zwischen den Häusern her, wachsen immer weiter und zerfließen in graue Massen. Die Sonne geht weiter, und es regnet wieder aus grauem Himmel.

Grau ist es draußen auf der Straße, grau ist es drinnen im Zimmer, und im Herzen der Menschen ist es ebenso grau. Alles ist ihnen langweilig an solchen Tagen. Es ist ihnen, als wäre keine Hoffnung mehr für das Leben, und als hätte keine Arbeit mehr einen Zweck. Ich stehe am Fenster und sehe in den Garten. Der ist naß und häßlich. Auf den Wegen wächst Moos, gelbe Blätter liegen im Rasen, die letzten Blumen faulen, ehe sie noch recht aufgeblüht sind. Träge Schnecken kriechen über die Efeuranken. Heute morgen, als es hell wurde, war der Garten schöner.

Ich war früh aufgewacht, von der Sonne, die durch die Vorhänge fiel und goldene Kringel an die Wand malte. Halbwach lag ich da und sah auf die Sonnenflecken. Und da hörte ich es draußen singen und pfeifen und zwitschern und flöten, und schlaftrunken, wie ich war, dachte ich: Es wird Frühling, die Stare sind da. Schnell sprang ich auf und zog den Vorhang zurück. Da saßen sie vor ihrem Häuschen, die beiden. Sie schlüpfte ein und aus, putzte sich und schlüpfte wieder ein, steckte den Kopf heraus und zog ihn wieder zurück, und er saß auf dem Dach, klappte mit den Flügeln, hielt den Schnabel in die Höhe, sträubte die Kehlfedern und sang und sang und sang.

Sein Lied brachte den Frühling in den Garten. Der Nachtregen blitzte auf dem Rasen wie Frühlingsmorgentau, der Efeu glänzte wie Silber, die letzte Rose strahlte und leuchtete. Ich war so froh, daß ich die gelben Blätter im Rasen nicht sah und die toten Blütenstiele; ich hatte der faulenden Knospe nicht acht, und die verkümmerten Waldrebenblumen störten mich nicht.

Weit vor das Tor ging ich hinaus, durch die Felder. Über die winzigen Blümchen zwischen den Stoppeln freute ich mich, als wenn es die ersten Frühlingsblüten wären. Der goldene Hederich auf dem Felde lachte mich an, und im Graben die gelbe Kettenblume war mir wie die erste, die unter blühenden Schlehen sich zeigt. Auf dem Wegepfahl sang ein Goldammerhahn dieselbe Weise, die er im Frühling singt. Der Text ist anders als im Herbst. „Wie, ich habe dich lieb", singt er im Mai. Wenn es aber Herbst wird, dann klagt er: „Mein Nest ist weit, weit, weit." Ich hörte den Frühlingstext heraus heute morgen. Das kam davon, daß die Sonne schien. Und die Stieglitze auf den Kletten am Schutthaufen, die Hänflinge auf dem Sturzacker sangen Frühlingslieder, und der Hahn vor dem ersten Hof krähte, als schiene heute die Sonne zum ersten Male.

Hinter dem Dorf auf den Telephondrähten war ein Gewimmel, schwarz und weiß, und ein Gezwitscher, bunt und lustig. Alle die Schwalben aus dem Dorfe und von den Nachbardörfern saßen da und sangen und sangen, als wären sie gerade wieder heimgekommen nach der langen Fahrt über Land und Meer. Sie zwitscherten und flogen auf und setzten sich wieder, putzten sich und schnäbelten sich, und dann nahmen sie sich alle auf, teilten sich und flogen nach ihren Ställlen.

Im Gasthof an der Straße kehrte ich ein und setzte mich an den runden Tisch in dem Grasgarten in die Sonne. Goldne Georginen nickten über den Zaun, die Hühner kratzten im Kiese, Mücken tanzten auf und ab. Etwas Buntes schwirrte heran, schnurrte vor meine Füße und hüpfte kopfnickend über den Kies. Ein Finkenhahn war es. Nicht so bunt war er wie im Mai. Nicht so hellblau war sein Schnabel, nicht so grün der Rücken, nicht so leuchtend rot die Brust. Aber das Lied, das er aus seinem Kehlchen schmetterte, es klang ebenso froh und so frisch wie im Mai.

Das fällt mir alles so ein, wie ich hinausstarre in den nassen, unfreundlichen Garten, auf den der graue Regen fällt, mißmutig und übelgelaunt. Gleichmäßig grau ist der Himmel und unablässig rieselt es aus ihm heraus, und der Tag geht früh zu Ende. Es klappert auf die Blätter und klatscht auf den Weg, läuft an dem Birnbaumstamm herab und fließt aus der Dachrinne, tropft von der Gartentischdecke und klingelt auf die Gießkanne. Die letzte Rose läßt den Kopf hängen, die goldenen Sternblumen hängen schwer herab, und die silberne Eberwurz hat ihren Kelch geschlossen und sieht grau und grämlich aus.

Da klingt ein helles Stimmchen in das langweilige Getröpfel, ein Stimmchen froh und klar. Vom First des hohen grauen Hauses kommt es, das schwarz und schwer gegen den grauen Himmel steht. Das Rotschwänzchen singt sein Abendlied. Es ist kein kunstgerechtes Lied, es ist nicht schulgerecht. Das ist dem kleinen Vogel aber ganz gleichgültig. Er sing, und wenn er zu hoch kommt mit seiner Stimme, dann räuspert er sich und kräht sein Lied zu Ende Ihm ist es gleich, ob die Sonne scheint oder nicht. Seinetwegen kann es ruhig regnen, er singt doch. Jeden Morgen und jeden Abend singt er, froh darüber, daß er lebt. Der Star und die Schwalbe, Goldammer und Fink singen Herbstlieder, Scheidelieder, Meidelieder, denn Wanderangst sitzt ihnen im Herzen, und unstete Bange plagt sie. Die einen ziehen weit fort, die anderen streichen weit umher, fern von Heimat und Frühling. Rotschwänzchen weiß von Scheiden und Meiden nichts. Heut singt es noch, und morgen noch, und wenn die andern schon lange das Singen verlernten auf der Wanderschaft, dann singt es immer noch vom Nachfirst sein Lied jeden Morgen und jeden Abend, bis auch es fort muß. Das ist das einzig Wahre. Einmal muß jeder fort. Für jeden kommt der Herbst. Dann ist es Zeit, mit dem Singen aufzuhören.

Bis dahin aber soll man singen, wie auch das Wetter ist. So lehren es uns die letzten Lieder.

# Die gute alte Lampe

*Irgendwo steht sie einsam in der Ecke, im Keller oder auf dem Söller. Niemand verachte sie, die gute alte Lampe; denn viele Jahrhunderte hat sie den Menschen wichtige Dienste getan, und es gibt auch heute noch weite Gegenden in Europa, in denen die Lampe das einzige Beleuchtungsmittel ist. Und schauen wir auch in viele deutsche Dörfer! Sie sind so abgelegen, daß noch kein elektrischer Strom hinführt. Dort sitzen die Menschen noch heute beim Schein der Lampe, erzählen und plaudern und schaffen auch bei ihrem Licht, wenn der Spätherbst die langen Abende bringt.*

*Früher kannte man nur die Rüböllampe. Das Öl preßte man aus dem Rübsamen und goß es in einen kleinen schlichten Behälter aus Ton oder Metall. Darin schwamm der leuchtende Docht. Damals gab es noch keine Asphaltstraßen und gepflegte Bürgersteige. Oft waren große Löcher in den Straßen, und wenn es geregnet hatte, mußte man durch den Schlamm und die Pfützen schreiten. Wehe, wenn an dunklen Abenden noch ein Gang durch das Dorf oder die Stadt gemacht werden mußte! Die Leute nahmen daher eine Laterne mit, in der ein kleines Rübölflämmchen flackerte. In Paris gab es sogar eine Laternenverleihanstalt, und wer reich war und einen Diener hatte, ließ sich von diesem mit einer Laterne heimleuchten. Es gab Fürsten, die hatten angeordnet, daß an jedem dritten Haus eine Laterne herausgehängt werden müsse. In manchen Städten wurden Holzpfähle aufgestellt, auf denen Öllampen angebracht wurden. In Berlin ließ der König um 1760 2400 Öllampen anbringen. Die Laternen wurden aber nur vom Herbst bis zum Frühjahr angezündet, und auch an den Abenden mit Mondschein blieben die Städte vielfach unbeleuchtet.*

*Vor rund hundert Jahren wurde dann das Steinöl oder Petroleum entdeckt, zuerst in Amerika, dann in vielen anderen Ländern und auch in Deutschland. Überall wurde gebohrt; in Amerika, in Rumänien und Persien wurde das Öl in gewaltigen Mengen zutage gefördert. Als man es gereinigt hatte, fand man, daß es ein vorzügliches Beleuchtungsmittel war. Schnell entstanden die Petroleumlampen, einfache und schlichte und auch große und schmucke, als prächtige Kronleuchter. Die ersten Petroleumlampen hatten noch keinen Zylinder. Der Docht rauchte und schwelte, und die Flamme flackerte bei jedem Windzug. Diese Übel aber waren sofort abgestellt, als man den Glaszylinder erfand.*

*Mancherlei Unglücksfälle entstanden in damaliger Zeit durch die Beleuchtung. Es kam vor, daß eine Lampe durch Unvorsichtigkeit umgestoßen wurde, wodurch nicht selten Haus und Hof in Flammen aufgingen.*

Friedhof im herbstlichen Land...

# Drei Herbstgedichte

## Erntelied

Richard Dehmel

*Es steht ein goldnes Garbenfeld,*
*das geht bis an den Rand der Welt.*
*Mahle, mühle mahle!*

*Es stockt der Wind im weiten Land,*
*viele Mühlen stehn am Himmelsrand.*
*Mahle, mühle mahle!*

*Es kommt ein dunkles Abendrot,*
*viele arme Leute schrei'n nach Brot.*
*Mahle, mühle mahle!*

*Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,*
*und morgen geht die Arbeit los.*
*Mahle, mühle mahle!*

*Es fegt der Sturm die Felder rein,*
*es wird kein Mensch mehr Hunger schrei'n.*
*Mahle, Mühle, mahle!*

## Opfergabe

Friedrich Schnack

*Pflück nicht jede Beere, laß eine hängen am Busch,*
*daß sie ein Vogel verzehre beim leichten Vorüberhusch:*
*Du bist nicht Erbe allein, Gott setzte auch andre ein!*

*Pflück nicht nicht jede Traube, laß eine hängen am Stock,*
*ein Wanderer kommt aus dem Staube mit regenverwaschenem Rock:*
*Du bist nicht Winzer allein, Gott schenkte auch ihm den Wein!*

## Herbst

Rainer Maria Rilke

*Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.*
*Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,*
*und auf den Fluren laß die Winde los.*

*Befiehl den letzten Früchten, voll zu sein;*
*gib ihnen noch zwei südlichere Tage,*
*dränge sie zur Vollendung hin und jage*
*die letzte Süße in den schweren Wein.*

*Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr*
*Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,*
*wird wachen, lesen lange Briefe schreiben*
*und wird in den Alleen hin und her*
*unruhig wandern wenn die Blätter treiben.*

# Altes Sagen- und Märchengut

## Eulenspiegel am Rhein

Eulenspiegel, der Schalksnarr, kam einmal in eine Stadt am Rhein. Da traf ihn ein vornehmer Herr, der ihn fragte: „Bist du der Eulenspiegel, von dem alle Welt zu erzählen weiß?“ „Jawohl, Herr!“ sagte Eulenspiegel „Da warst du gewiß auch auf dem Markt in Köln, der ist groß, nicht wahr?“ „Ich hatte keine Zeit, ihn zu messen“, antwortete Eulenspiegel. „Ach, so meine ich das doch nicht“, entgegnete der vornehme Herr, „ich meine, es waren wohl viele Leute dort?“ - „Ich hatte keine Zeit, sie zu zählen“, sagte Eulenspiegel. Über diese Art zu antworten, ärgerte der Herr sich gar sehr, und er entschloß bei sich, Eulenspiegel empfindlich dafür zu strafen. Darum sagte er zu ihm: „Du kennst doch mein Schloß. Ich habe da einen feinen Wein im Keller. Wenn du mich besuchst.

sollst du einen guten Zug tun dürfen!" - „Das werde ich nicht vergessen", antwortete Eulenspiegel.

Nach einigen Tagen kam Eulenspiegel auf das Schloß zu dem Herrn. Der hatte seinem Diener schon den Auftrag gegeben, wenn Eulenspiegel komme, so sollte er ihm im Keller einen Krug Wein geben und ihn einen Zug tun lassen, beim zweiten aber solle er einen Prügel nehmen und tüchtig auf ihn losschlagen.

Der Diener führte Eulenspiegel also in den Keller und reichte ihm eine Kanne Wein. Eulenspiegel tat einen langen Zug. Als er eben den zweiten nehmen wollte, ergriff der Diener einen Stock und wollte ihn prügeln. Aber Eulenspiegel merkte die List, riß mit aller Kraft den Zapfen aus dem Faß und warf ihn weit weg. Da strömte der edle Wein in den Keller, und der Diener mußte, damit das Faß nicht leerlaufe, den Daumen ins Spundloch drücken.

Mittlerweile ergriff Eulenspiegel den Stock, prügelte den Diener tüchtig durch und nahm dann noch zwei dicke Schinken, die an der Wand hingen. Die stopfte er sich vorn und hinten in die Jacke und ging so voller Beulen und laut heulend aus dem Schloß. Der Herr, der sich ans Fenster gestellt hatte, um ihn gestraft abziehen zu sehen, rief ihm lachend zu: „So, jetzt hast du wohl für einige Zeit genug!" - „Jawohl, Herr", schrie Eulenspiegel, „jetzt haben meine Mutter und ich für mindestens vierzehn Tage genug!"

## König Ludwig der Bayer und der fromme Schweppermann

Von König Ludwig dem Bayern, der im Jahre 1314 den festen Plätzen Altenkirchen und Hachenburg Stadtrechte verlieh, wird folgende Geschichte überliefert:

Der König hatte im Kampfe gegen seinen Nebenbuhler Friedrich von Österreich eine große, entscheidende Schlacht bei dem bayrischen Orte Mühldorf geschlagen und gewonnen. Er selbst hatte als tapferer Ritter mitgefochten und manchen blutigen Hieb ausgeteilt. Aber die Anführung des Heeres hatte er klüglicherweise nicht selbst übernommen, sondern einem kriegserfahrenen alten Ritter namens Seyfried Schweppermann überlassen. Die vorsichtigen Anordnungen dieses Anführers waren es denn auch gewesen, wodurch die hartnäckige und blutige Schlacht endlich zugunsten Ludwigs des Bayern entschieden worden war.

Als nun am Abend der Feind das Feld geräumt hatte und die Verwundeten versorgt waren, da begannen die siegreichen Ritter mit dem König zu fühlen, daß sie den ganzen Tag gekämpft, aber in dieser Zeit nichts gegessen und getrunken hatten. Aber da war guter Rat teuer.

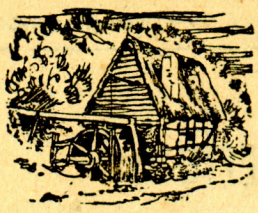
Alle umliegenden Dörfer waren längst geplündert, wo nicht gar abgebrannt, und die Diener des Königs liefen lange vergeblich nach Nahrungsmittel umher, bis endlich einer mit einem Korbe voller Eier zurückkam, welchen er seinem Herrn zu Füßen stellte.

„Ist das alles?" fragte der König. - „Alles, Herr König, was wir weit und breit haben finden können." - „Nun", sagte lächelnd Ludwig der Bayer, „dann müssen wir gewissenhaft teilen, damit keiner der braven Ritter hier ganz hungrig schlafen gehen muß." - Dann fuhr er fort: „Ihr Herren, tretet jeder in den Kreis, damit jeder seinen Anteil empfange". Nun zählte er selbst die Eier und fand, daß nur eins mehr war, als Ritter umherstanden. „Gott segne uns das wenige, das er uns beschert hat!" rief er, indem er selbst ein Ei nahm. Und zu seinem Diener sich hinwendend, sagte er: „Jetzt teile du aus! Jedem ein Ei, und dem frommen Schweppermann zwei!"

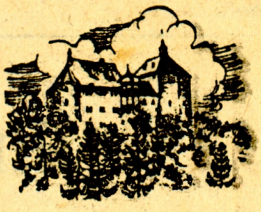
Dem alten Ritter gingen die Augen über, als er sah, wie er von seinem König geehrt wurde. Zwar baten er und noch manch anderer Ritter, der Fürst möge doch erst besser für sich selber sorgen, sie würden schon noch etwas finden, aber Ludwig der Bayer beharrte bei seinem Ausspruche. „Ich habe nicht mehr getan als ein jeder brave Ritter. Aber der Schweppermann hat mehr geleistet als ein ganzes Dutzend von uns allen, ihm gebührt auch die Ehre!"

Noch jetzt, nach 500 Jahren, liest man des Königs Worte auf dem Grabstein des tapferen Ritters: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!"

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Str. 22



# Deine HEIMAT



Nov. 1954 — Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen — Nummer 7

## Die drei Raben

Von Leo Sternberg

*Es sitzen drei Raben - ihr Schnabel ist grau und alt -*
*auf der ältesten Eiche im Westerwald.*

*Sie sitzen mit silberner Kronenlast*
*auf kahlgeschältem, krummem Ast.*

*Der ragt übern Schnee, wie aus Grab und Gruft,*
*in die frostig gerötete Bergabendluft.*

*Und der eine sagt: „Es ist ein Jahrtausend her,*
*da ließ ich ein Samenkorn fallen im Schnee und sah es nicht mehr.*

*Und eh nicht ein Kind in der Wiege gewiegt,*
*die aus dem Eichenstamm gefügt,*

*der aus dem Samenkorne sproß -*
*eh darf ich nicht heimkehren in mein Vaterschloß."*

*Sagt der zweite: „Und wenn das Kind mit seiner Tränen Weh,*
*einen Gang gewaschen durch die Berge von Schnee,*

*und zu dem versunkenen Paradiese dringt,*
*und die eingefrorene Glocke plötzlich klingt,*

*tiefinnen klingt mit verschüttetem Klang -*
*dann holen mich Wagen und Roß, und der Zauber zersprang."*

*Sagt der dritte: „Und schaufelte wieder Schnee über alle der Tod*
*und es wächst eine Rose rot*

*aus dem Herzen des Letzten über das weiße Grab,*
*und der Tod schlägt die Sense darnach, doch der Schlag prallt ab*

*und die Sense des Todes zerschellt -*
*dann reite ich heimwärts über das demantbestäubte Feld."*

*Und während sie sprachen - in leis-leisem Fall*
*tränenglitzernd rieselte auf sie der Schneekristall,*

*bis sie schliefen im Monde . . . Im Mond silberngrün*
*sah ich heut nacht die Zacken der Kronen glühn ...*

Aus: Leo Sternberg,
Der Westerwald
Verlag Bagel, Düsseldorf

# Der Westerwälder Kunstkreis

In den schlimmsten Jahren nach dem letzten Kriege fanden sich trotz bitterer, materieller Not überall in unseren Dörfern und Städten Menschen zusammen, die gemeinsam singen und musizieren wollten, um die Trostlosigkeit dieser Zeit zu überwinden. Überall begannen damals die Gesangvereine ihre Arbeit wieder neu, die in den Kriegsjahren unterbrochen gewesen war. Wenn auch dieser Neubeginn und die bewußte Zuwendung zur kulturellen Arbeit und zum künstlerischen Erleben als Reaktion auf die vergangenen harten Kriegsjahre verstanden werden will, so zeigt sich doch darin die Erkenntnis - bewußt oder unbewußt, - daß keine Überwindung der Not möglich und daß kein Neuaufbau erfolgen kann ohne ernste Kulturarbeit. Manche Menschen fanden in bitteren Jahren damals Trost und Überwindung im gemeinsamen Singen und Erleben der Musik.

So fanden sich damals auch einige Musikbegeisterte unter Musikdirektor Ernst Schrader zusammen.

Ernst Schrader ist in Bonn geboren, studierte an der Kölner Musikhochschule, war Gründer und Leiter des Bonner Kammerorchesters und hat reiche Erfahrung als Chorleiter, Kapellmeister, Tonmeister und Programmgestalter des Rundfunks. Er war Dirigent des Kammerorchesters des Deutschen Opernhauses sowie Gastdirigent der Berliner Philharmoniker und anderer großer Orchester. Durch den Krieg war er nach Hamm, in die Heimat seiner Frau, gekommen und begann nun unverzagt trotz der Not der Zeit etwas aufzubauen, das in einem ländlichen Bezirk wohl einzigartig und unerreicht dasteht. Es wurde zunächst der Westerwälder Instrumentalkreis gegründet. Wieviel Not und wieviel kleine und große Schwierigkeiten waren zu überwinden, um überhaupt eine erfolgversprechende Arbeit durchzuführen! Da waren die großen Entfernungen, die notdürftigen Verkehrsbedingungen, die Suche nach geeigneten Musikern, die Schwierigkeit der Proben, die Beschaffung der Instrumente, die ständig notwendige Werbung um Verständnis bei der Beschaffung der Mittel - all das konnte die Arbeit wohl empfindlich hemmen, aber sie wurde doch zielbewußt über alle Schwierigkeiten hinweggeführt.

Musikdirektor Schrader übernahm den Kirchenchor in Hamm und die Gemischten Chöre in Wissen und Altenkirchen. Die ersten Veranstaltungen fanden statt.

Im ersten Prospekt hieß es damals: „Der Überfluß des Lebens ist verspielt. Die Not läßt nur noch das Notwendige gelten. Zum Notwendigen (Notwendenden) gehört Kultur. Sie kann, sie muß Schrittmacherin des Wiederaufbaus sein. Ohne ihre anspornende und zielweisende Kraft könnte das Chaos nicht überwunden werden. Im Geistigen muß sie das Bild einer neuen Ordnung vorformen, das sich in der an Mangel aller Art bedrohten Wirklichkeit nur langsam und mit naturgegebenen Hemmungen nachformen läßt."

Mit diesen Worten ist alles gesagt, was der Sinn all dieser Bestrebungen war. Die Konzerte sprachen für sich selber, der Widerhall in der Bevölkerung war gut. Es wurde gute Musik gemacht, und alle Beteiligten brachten gerne die Opfer an Zeit und Geld, um die begonnene Arbeit erfolgreich zu gestalten. Die Öffentlichkeit wurde aufmerksam, Presse und Rundfunk brachten Berichte.

Dann kam die Währungsreform. Vorher hatte die finanzielle Seite der Angelegenheit keine entscheidende Rolle gespielt, aber das war jetzt anders geworden. Großzügige Kulturarbeit läßt sich eben auch nur dann verwirklichen, wenn die notwendigen Mittel vorhanden sind. Leider ist das so.

Um eine größere Grundlage für seine Arbeit zu haben, rief Musikdirektor Schrader zur Gründung des Kunstkreises auf. In einem Aufruf aus dem Jahre 1948 heißt es: „Warum Kunstkreis? Diese Bezeichnung ist deshalb gewählt, weil der Kreis umfassender ist und zugleich doch zwingender als der lockere ‚Bund', und zudem ist er historisch erprobt. Man sprach seit jeher von Kulturkreisen, um die Ausstrahlungen gelehrter Klöster, musikerfüllter Kirchen, kunstbegeisterter Fürstenhöfe begrifflich zu sammeln. Freilich muß das Publikum eines solchen Kreises nicht nur kunstsehnsüchtig, sondern ebenso opferbereit sein. Kultur ist nicht an städtische oder staatliche Millionenetats gebunden, sie können wohl helfen, aber in der Hauptsache hängt es allein vom Kulturwillen der Beteiligten ab. Soll ein Kulturkreis wirklich Kultur schaffen, so muß er in der Auswahl der Darbietungen umfassend, liberal und ebenso junge Talente fördernd, wie Bewährtes bewahrend sein. Das verlangt Mittel, denn das eine muß das andere tragen, auch wenn einmal eine Veranstaltung dabei ist, die sich nicht an jeden wenden kann. Voraussetzung aller Arbeit aber ist, daß sie wirklich um der Kultur und nicht um des Geschäftes willen geschieht."

Es wurde dann der „Westerwälder Kunstkreis" gegründet. Landrat Dr. Sinzig übernahm das Protektorat, Oberregierungsrat Camphausen und später Bergwerksdirektor Dr. Böhne wurden die Vorsitzenden, die künstlerische Leitung ist von Beginn an in den Händen des Musikdirektors Ernst Schrader. Die Chöre, der Westerwälder Instrumentalkreis, die Theatergemeinde Betzdorf, die Arbeitsgemeinschaft für Kirchenmusik

und der Herdorfer Kulturring sind korporative Mitglieder dieses Kunstkreises.

Von Anfang an ging es bei der Arbeit darum, wertvolle Veranstaltungen allen Liebhabern guter Kunst zu bieten und auf diese Weise in unserm ländlichen Bezirk etwas zu schaffen, das bisher nur in der Großstadt möglich war und das zur Zeit auch beinahe einmalig dasteht. Dabei ist vor allem an die Möglichkeit gedacht, künstlerische Darbietungen von hohem Rang auch denjenigen zugänglich zu machen, die nicht die Mittel haben, zu Konzert- und Theaterveranstaltungen in die Großstädte zu fahren. Nicht zu vergessen sei der Wert einer künstlerischen Bildung durch die aktive Mitwirkung der großen Zahl aller Beteiligten.

Der Kunstkreis hat inzwischen seine Lebensfähigkeit erwiesen, über den Wert seiner Veranstaltungen zu reden erübrigt sich, ihr hoher Rang beweist sich mit jeder neuen Veranstaltung von selbst. Wer das Programm dieses Winters zur Hand nimmt, der wird überrascht sein von der Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit der Vorschau. Und wer die letzten Konzerte mit dem Mainzer Kammerorchester erlebt hat, wird feststellen müssen, daß hier Musik gemacht wurde, wie sie kaum überboten werden kann.

Der Westerwälder Kunstkreis stützt seine Arbeit auf eine möglichst große Zahl von Mitgliedern, die für einen geringen Monatsbeitrag an den Veranstaltungen teilnehmen können. Wieder wie im vergangenenn Jahre wird der Kunstkreis mit der Volkshochschule des Kreises Altenkirchen zusammen eine Vortragsreihe „Universitas“ veranstalten, in der Einzelvorträge von berufenen Wissenschaftlern gehalten werden.

Der Schauspieler Mathias Wieman teilte nach seinen Veranstaltungen mit: „Ich war erstaunt, im Westerwälder Kunstkreis eine so gut geleitete Kulturgemeinde vorzufinden.“ Professor Georg Kempff, Erlangen, schrieb: „Es ist mir ein Bedürfnis, Ihnen nochmals kurz zu schreiben, wie sehr mich der Aufenthalt im Kreis Altenkirchen erfreut hat durch das Kennenlernen des Westerwälder Kunstkreises, dessen Arbeit und Aufführungen in künstlerischer, organisatorischer und sozialer Hinsicht mir geradezu als ein kleines Wunder erschienen sind. Wenn es bisher möglich war, daß in verhältnismäßig kleinen Orten, welche sich eines Kulturlebens nicht erfreuen konnten, klassische und zeitgenössische Werke unter größter Teilnahme der Bevölkerung zur Aufführung kamen, so ist bei Ihnen etwas aufgebaut worden, von dem man wünschen möchte, daß es in der künstlerischen Volkserziehung durch die von Ihnen geschaffene Zusammenfassung mehrerer Orte zu einer Kulturgemeinde in unserem Vaterlande Anklang finden möchte.“

# Der Heimatdichter Rudolf Utsch

Rudolf Utsch ist ein Sohn des Siegerlandes, des Landes der Berge und Wälder, der Gruben und Eisenhütten. Die Welt seiner Vorfahren war der Wald, sie standen im Rauch der Kohlenmeiler, trieben Stollen zu den Erzgängen ihrer Berge und schmolzen Eisen. Rudolf Utsch folgte einem andern Beruf und kam weit in der Welt umher. Doch immer zog es ihn wieder zurück in die herrlichen Hoch- und Niederwälder des Siegerlandes, der alten Heimat des Eisens. Das Siegerland schenkte ihm immer wieder Stoffe zu seinen besten Romanen. Auch andere Werke wurden von ihm gestaltet, erzielten recht hohe Auflagen und wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Aber gerade in seinen Heimatromanen offenbart sich seine urwüchsige Gestaltungskraft besonders stark und unmittelbar. Bekannt sind seine beiden Heimatromane „Wandulf der Waldschmied“ und „Schulze Henrich“. Außerdem hat Rudolf Utsch eine Reihe von Liedern geschrieben.

Die Spielleitung der Druidenstein-Freilichtbühne führte im vergangenen Sommer „Wandulf, der Waldschmied“ auf, aber infolge des Regens mußten die Veranstaltungen recht oft ausfallen, im nächsten Frühjahr sollen sie jedoch zeitig wieder beginnen. Rudolf Utsch hat seinen Roman „Schulze Henrich dramatisiert, und dieses Spiel wird voraussichtlich ebenfalls im Sommer 1955 seine Uraufführung auf dem Druidenstein erleben.

Die Handlung des Romans führt in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit ihrer Not, Zerrissenheit, Willkür und Hoffnungslosigkeit. Der junge Dorfschulze Henrich will seiner Gemeinde den Weg aus dem Zusambruch und dem Elend zu neuer Arbeit und neuem Aufbau zeigen. Er versucht die innere und äußere Not abzuwenden und ringt um Sicherheit und Ordnung. Sein aussichtslos scheinender Kampf gilt der Willkür und dem Niedergang. Ort der Handlung ist das Land an der Sieg mit seinen Kohlenmeilern, Eisenhütten und Waldbergen. Nachfolgend bringen wir ein kurzes Kapitel aus dem Roman, ein Gespräch auf der Freusburg zwischen dem allmächtigen Vogt und dem Schulzen Henrich:

Der Vogt legte die fleischigen Hände auf die Sessellehnen und schüttelte den runden Kopf, daß die fettigen Backen schwappten. Henrich Milbert verharrte regungslos vor dem Tisch, den Kopf nach vorne geneigt - nur ab und zu hob er ein wenig die Augen-

# Das kleine Haus im Westerwald

Von Rudolf Utsch

*An einem Weg im Westerwald*
*da steht ein kleines Haus.*
*So oft ich dort vorübergeh'*
*und nach den bunten Fenstern seh',*
*ein Mädchen lugt heraus.*
*Der lieben Blumen all am Rain*
*hab ihrer nimmer acht,*
*seit aus dem bunten Fensterlein*
*der rote Mund des Mädchens fein*
*mir huldvoll zugelacht.*
*Und in der sternenreichsten Nacht*
*seh' einen Stern ich zieh'n:*
*zwei Sterne aber, hell und klar,*
*ein allerliebstes Augenpaar,*
*mir tags und nächtens glühn.*
*Im schönen, weiten Westerwald*
*da wählt' das Glück mich aus:*
*der holde Lenz blüht dort für mich,*
*zwei Sterne leuchten minniglich*
*in jenem kleinen Haus.*

---

lieder und warf einen Blick auf den feisten Sprecher.

„Ihr wollt Hilfe für eure Hütten und Gruben! Potz Donner, ich stamme aus dem Hessischen und habe keine Ahnung von diesen Dingen. Was weiß ich von Hütten und Gruben? Vor sechs Jahren brachte mich ein Befehl hierher. Nun sitze ich in diesem öden Steinnest, und die verfluchte Ruhe wirft mir mehr Fett um die Knochen, als mir lieb ist. Was weiß ich davon, was früher hier war? Ich kenne nur das Soldatenhandwerk, will auch nicht mehr kennen."

Aber das Wohl des Landes müßte doch der Herrschaft -" wagte nun Henrich zu sagen, doch gleich polterte ihm der dicke Vogt ins Wort:

„Herrschaft! Wohl des Landes! Tönende Phrase! Der Landesherr braucht alles für sich und seine Soldaten! Und was soll er in eure Hütten und Gruben Geld stecken, da er noch nicht mal weiß, ob er im nächsten Monat das Land noch besitzt? Wär' ein Erztölpel, wenn er's täte! Vielleicht bekomme ich morgen den Befehl zum Abrücken, weil man einen neuen Vertrag geschlossen hat mit dem händelsüchtigen Nachbarn. Wenn er für tausend blanke Gulden Korn ins Land schickte, so habt ihr das nur seiner Großmut zu verdanken - und auch mir! Denn ich ließ ihm durch meinen Sekretarius berichten, daß die Kriegshorden das Land hier kahl gefressen hätten wie die Raupen einen Baum, daß hier Ratten und Mäuse, Katzen und Hunde und Spatzen begehrte Leckerbissen seien. Was hat sich in den letzten sechs Jahren nicht schon alles gebessert? Ihr könnt euch doch täglich wieder ein Stück Brot in den Bauch schlagen, könnt mit mehr Ruhe schlafen! Aber das genügt euch nicht! Ihr wollt auch noch Geld für eure Hütten und Gruben! Reicht man euch den kleinen Finger, schnappt ihr gleich nach der großen Hand! Potz Donner!"

„Die Hütte ist -"

„Ach schweig von deiner Hütte! Was geht mich eure verfluchte Hütte an?"

Er erhob sich, und er tat es so flink, wie man es ihm bei seiner gewichtigen Leibesfülle nicht hätte zutrauen können.

„Bauer, ich habe dich gestern zum erstenmal gesehen. Und ich will dir freiweg sagen, daß du mir gefällst. Die siehst aus wie einer, der sich nicht fürchtet, mit dem Teufel ein Stelldichein zu verabreden. Solche Burschen kann man heute gebrauchen, ein solcher Kerl fehlt mir noch hier in der Burg!" Er stellte sich breitspurig vor Henrich Milbert hin, schlug ihm die fleischschwere Tatze auf die Schulter und fuhr in wohlwollendem Tone fort: Bauer, laß die Hütte zur Hölle fahren! Ich zeige dir ein besseres Ziel: werde Soldat! Komm zu mir in die Burg, und du kriegst ein Leben, wie's deinem Herzen und deinem Magen Freude macht. Brauchst dich nicht herumschlagen mit querköpfigen Dorfsassen, die dich zum Dank bei mir verpetzen, wie dieser Hampitter Grien! Kriegst eine schmucke Montur, einen Gaul, reiches Essen und Trinken! Was will heute der Mensch noch mehr? Einem Soldaten steht die Welt offen. Du lernst das Schießen, Reiten, Fechten - kannst es zum Hauptmann, zum Obristen bringen - - -"

Mehr hörte Henrich Milbert nicht. Er war in die Burg gekommen, um über die Wirtschaft zu reden, die unter der Kriegswalze zerquetscht worden - er hatte den schwachen Glauben in sich getragen, eine helfende Hand zu finden. Jetzt griff die kalte Hand der Hoffnungslosigkeit in seine Seele. Die Menschen begriffen ihn nicht. Der Burgvogt war still geworden. Henrich sah den korpulenten Herrn vor sich stehen, er wartete auf Antwort.

„Ich bin schon weit über die Dreißig", stammelte er leise; er wollte Hans Gobel nicht durch eine schroffe Antwort beleidigen.

„Schadet nichts", versetzte der Vogt eifrig. „Du bist kein Tölpel, du scheinst mir sogar ein ganz kluger Geselle. Und in dieser Zeit hat jeder gelernt, eine Waffe zu führen. Hattest du noch kein Schießeisen in der Klaue?"

„Doch, doch -"

„Kannst du fechten?"

„Ja, leidlich -"

„Kannst du reiten?"

„Auch -"

„Du lieber Himmel, was willst du denn noch mehr? Das hab' ich mir doch gleich gedacht! So ein Mannsbild wie du ist fürs

Soldatenleben geboren, das steckt im Blut! Kerl, überleg nicht lang! Deine Hand!"

Aber Henrich Milbert legte seine Hand nicht in die des Vogtes.

„Und was wird aus meinem Hof?" fragte er mit dunkler Stimme.

„Aus deinem Hof? Ja - zum Kuckuck! - was soll aus deinem Hof werden? Hauptsache ist doch, daß aus dir was wird! Gib deinen Hof einem Pächter!"

Henrich schüttelte den Kopf, ihm wurde der Boden heiß.

„Du willst nicht?"

„Nein!"

Da wandte sich der Vogt von ihm ab und schritt tiefer ins Gemach hinein. Dabei sagte er unwirsch:

„Ich wollte dein Bestes, Bauer. Zwingen will ich dich nicht. Du kannst es dir ja eine Weile überlegen. Ich brauche noch einige handfeste Kerle in der Burg." Nun machte er eine flinke Kehrtwendung und fuhr drohend fort: „Aber unterlaß es in Zukunft. über den Vogt der Burg ungebührliche Worte zu reden! Sonst - sonst lernst du mich kennen!"

Der Schulze drehte seinen breitrandigen und ausgewetterten Filzhut in den Händen und sah zur Seite. Trauer beschattete sein Gesicht. Mit müder Stimme sprach er, während der Vogt, die Hände auf dem Rücken, vor dem Kamin stand:

„Ihr begreift mich nicht, Vogt -"

„Nein! Wer schlägt noch heutigentags ein solches Angebot aus?"

„Verzeiht! Aber ich kann nicht anders. Ich bin ja schon Soldat, wenn auch keiner von Eurer Art.

„Willst du mich wieder beleidigen?"

„Das liegt mir fern, Vogt. Aber wollt ihr denn haben, daß ich lüge?"

„Ah, hast du einen Schädel! - Doch sage: war's auch vom Übel, daß ich Ruhe schaffte in der Herrschaft, daß ich euch von dem Räuberzeug befreite?"

„Wenn das Schwert dem Guten dient, einer gerechten Ordnung, dem Gemeinwohl, dem Ganzen, ist's segensreich, - doch wehe, wenn es anders ist und wenn es ohne Gottes Gebote gebraucht wird! Wir können ein Liedchen davon singen."

„Du scheinst jedes Ding gar ernst zu nehmen. Heute muß man leicht leben, nicht an Steine stoßen, sondern darüber springen!"

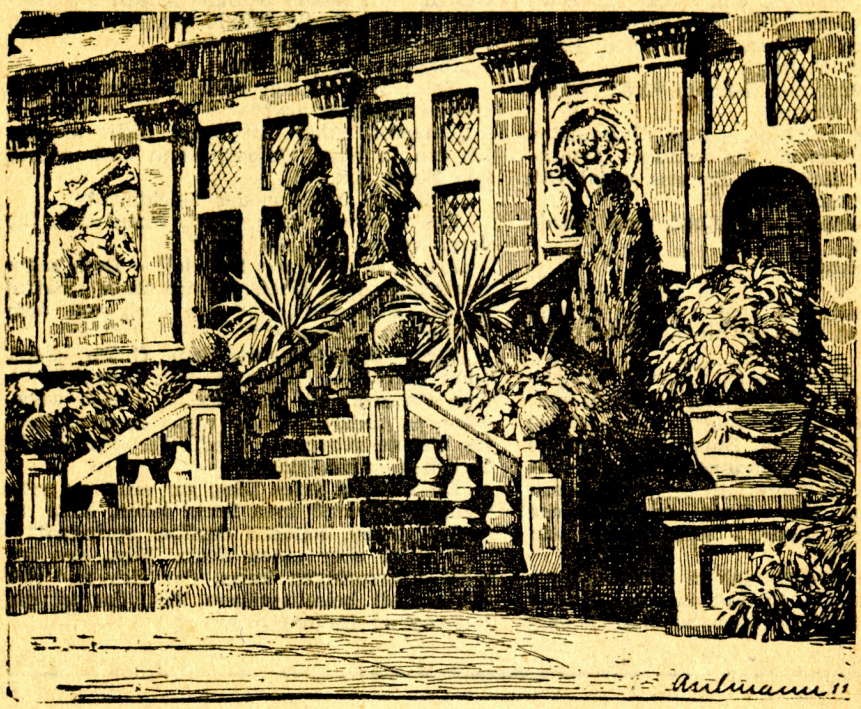
„Es gibt aber einen Stein, Vogt, den ich nicht überspringen kann, der sich nur mit Riesenkraft beiseitewälzen läßt: das ist die Not meiner Heimat!

# Unsere Mundart

Unter dem Begriff Mundart oder Dialekt versteht man die nach den deutschen Landschaften sehr verschiedene urwüchsige Sprache des deutschen Volkes. Sie hat sich aus der germanischen Ursprache seit grauer Vorzeit allmählich gebildet. Dagegen haben zur Entwicklung unserer hochdeutschen Schrift- und Amtssprache erst seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts politische und wirtschaftliche Gründe gedrängt. Unter deren Zwang bildeten insbesondere die kursächsische und die kaiserliche Kanzlei durch Angleichung einiger sächsischer und thüringischer Mundarten künstliche Aktensprachen. Der eigentliche Schöpfer und Vorbereiter unserer hochdeutschen Sprache aber wurde Dr. Martin Luther durch seine Bibelübersetzung. Er bediente sich als Anhalt der schon weit verbreiteten Sprache der kursächsischen Kanzlei. Zum Ausdruck des unerschöpflich tiefen Inhalts der Bibel aber genügte ihm nicht die ausdrucksarme und steife Aktensprache. Er erweiterte sie durch die ihm geläufigen thüringischen und sächsischen Mundarten. „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen aufs Maul sehen und darnach dolmetschen. So verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." (Luthers Sendbrief vom Dolmetschen).

Deutsche Mundarten sind also der Mutterboden, aus dem unsere hochdeutsche Sprache erwachsen ist. Aus deutschen Dialekten haben haben unsere Dichter Schriftsteller und Gelehrten immer neue Bausteine hinzugefügt. In ihrer kraftvollen Urwüchsigkeit, ihrem unerschöpflichen Wortschatz, ihrer Bildhaftigkeit, ihrer Ausdrucksfähigkeit und Schlichtheit bildet die Mundart einen kostbaren Besitz unseres Volkes. Aus ihr wächst immer weiter unserer nationalen Hochsprache durch Aufnahme neuer Bestandteile frisches Leben zu und bewahrt sie vor Versteinerung und Verflachung. Unsere deutschen Mundarten sind also ehrwürdiges und wertvollstes Kulturgut und verdienen es nicht, als Gassen- oder Bauernsprachen verachtet zu werden.

Alle Landschaften im deutschen Sprachgebiet haben ihre eigenen Mundarten, die entstehungsgemäß in ihren Grundbestandteilen übereinstimmen, aber doch in Lautgebung, Wortbestand, Redensarten und Satzmelodie mehr oder weniger voneinander abweichen. Diese Unterschiede sind teilweise so groß, daß sich deutsche Menschen verschiedener Landschaften mittels ihrer Mundarten kaum verständigen können (etwa ein Bayer mit einem Westfalen) und sich dazu hochdeutsch ausdrücken müssen. Gründe für diese Verschie-



**Schloß Friedewald**

auf dem die Evangelische Sozialakademie seit fünf Jahren ideale Voraussetzungen für ihre vielbeachtete Arbeit gefunden hat.

denheiten sind bestimmte Sprachgesetze, die jede lebende Sprache dauernd verändern, ferner landschaftlich getrennte Entwicklung der germanischen Sippen zu Stämmen und Völkerschaften( Franken, Alemannen, Bayern, Schwaben, Hessen, Sachsen usw.), weiter die durch den Verfall des ersten deutschen Reiches einsetzende Entwicklung hunderter selbständiger Fürstenherrschaften, deren politische und zugleich wirtschaftliche Grenzen das deutsche Volk zerrissen und auch sprachlich auseinanderleben ließen.

Die deutschen Mundarten werden nach bestimmten Hauptmerkmalen im Lautbestand, auf dier hier aus Raumgründen nicht näher eingegangen werden kann, in drei stark voneinander abweichende Mundartgebiete eingeteilt: in die ober-, mittel- und niederdeutschen Mundarten. Jedes dieser Gebiete unterteilt man nach anderen Merkmalen weiter, so das mitteldeutsche Mundartengebiet in fränkische, hessische, thüringische, sächsische und schlesiche Mundarten. In dem mitteldeutsch-fränkichen Mundartenbereich (am Mittelrhein und Main, an der Lahn, Sieg, Nahe, Mosel und Saar), dem auch der größte Teil des Westerwaldes zugehört, unterscheidet man die pfälzische, die mainfränkische, die rheinfränkische (ein Streifen vom südlichen Saargebiet bis auf den westlichen Taunus), die moselfränkische (nördliches Saargebiet, Luxemburg, nördlicher Hunsrück, südliche Eifel, der größte Teil des Westerwaldes bis über Siegen) und die ripuarische oder kölnische Mundart (Aachen, Köln, Bonn bis nahe Wipperfürth).

Der Kreis Altenkirchen liegt im Gebiet der moselfränkischen Mundart. Wenn im folgenden die Grenzen unserer moselfränkischen Mundart genauer bestimmt werden, so kann dies nur ungefähr geschehen. Mundartgrenzen sind nicht durch Grenzstein festzulegen. Das Leben (Familien-, Wirtschaftsbindungen) flutet darüber hin und verwandelt sie in mehr oder weniger breite Grenzgürtel, in denen sich die Dialekte mischen.

Das Kennzeichen der Nordgrenze unserer moselfränkischen Mundart bilden die Dialektwörter Dorf und Dorp. Man nennt sie darum die „Dorf-Dorp-Linie". Nördlich davon herrscht die kölnische Mundart und spricht „Dorp", südlich davon sagt der Moselfranke „Dorf". Außer diesem auffälligen Unterschied in der Lautgebung gibt es natürlich noch sehr viele andere Merkmale. Diese moselfränkisch-kölnische Grenze beginnt bei St. Vith in der Eifel, zieht sich ostwärts über die Quellen der Prüm, Kyll, Ahr und Erft zwischen Altenahr und Ahrweiler zur Mündung des Vingstbaches, steigt auf der rechten

**Rheinseite zwischen Linz und Hönningen auf** den Westerwald, schneidet den Nordzipfel des Kreises Neuwied, folgt weiter etwa der Nordgrenze des Kreises Altenkirchen, erreicht die Sieg bei Rosbach, durchquert das Wildenburger Land, um sich über Freudenberg nordöstlich Siegen mit der Südostgrenze der moselfränkischen Mundart zu vereinigen.

Die Süd- und Ostgrenze unseres moselfränkischen Dialekts wird als die „Das-Dat-Linie" bezeichnet. Der südlich davon siedelnde Rheinfranke sagt: „Was wills de?" und antwortet: „Das Buch". Dagegen fragen wir Moselfranken: „Wat wills de?" und antworten: „Dat Booch". Auch außer diesen auffälligen gibt es zwischen Rhein- und Moselfränkischen zahlreiche andere Unterschiede. Die „Das-Dat-Linie" beginnt an der deutsch-französischen Sprachgrenze bei Merz, schneidet die Saar bei Völklingen, läuft über St. Wendel, Kirn an der Nahe und Simmern auf dem Hunsrück, erreicht bei St. Goar den Rhein, folgt diesem bis Niederlahnstein, dann der Lahn bis Runkel und bildet weiterhin auf einer Linie, die von Dillenburg in die Gegend nordostwärts Siegen läuft, die Grenze gegen die hessische Mundart.

Auch innerhalb des moselfränkischen Gebietes findet sich, insbesondere im Bereiche des Westerwaldes, bedingt durch die Buntscheckigkeit der Staatenkarte bis zur Wende des 18. Jahrhunderts, eine verwirrende Mannigfaltigkeit in Lautgebung und Wortschatz der Mundart. Sie wurde von Sprachforschern und Hunderten von interessierten Helfern gesammelt und im „Rheinischen Wörterbuch" niedergelegt, dessen Herausgabe in Lieferungen noch nicht abgeschlossen ist. Es will an seinem Schlusse in Übersichtskarten die Vielfalt der Mundart auch in unserem Heimatgebiet zur Schau bringen. Auch dem sprachlich ungeschulten Ohre fallen z. B. die Unterschiede in der Sprechweise diesseits und jenseits alter Herrschaftsgrenzen (etwa der nassauischen, wiedischen, kurkölnischen), auch benachbarter Ämter und Kirchspiele und sogar innerhalb dieser von Dorf zu Dorf auf Sie geben oft Anlaß zu Hänseleien.

Besonders seit dem ersten Weltkriege hat auch in der Mundart eine starke Verstädterung eingesetzt. Sie äußert sich im Verschwinden mundarteigener Ausdrücke, Redensarten, Sprüchen, Wetterregeln, Pflanzen- und Tiernamen u. dgl. Es ist zu beobachten. daß die heutige Jugend viele mundartliche Ausdrücke, die älteren Leuten noch geläufig sind, nicht mehr spricht und auch nicht mehr versteht. Es gibt sogar junge Mütter in den Dörfern, die mit ihren Kleinen nur Hochdeutsch reden in der irrigen Meinung, ihnen damit den Weg durch die Schule und durchs Leben zu erleichtern. Diese Kinder lernen zwar von ihren Spiel- und Schulkameraden doch die Mundart, erhalten aber das Gefühl der Minderwertigkeit ihres Dialekts, der einen Wesenszug ihrer Heimat ausmacht. Diese Verarmung und Entwertung der Mundart ist aus oben angeführten Gründen tief zu bedauern. Vernünftige Eltern und Lehrer sollten dieser Verachtung und Entwertung der Volkssprache entgegenwirken; die Eltern, indem sie in ihrem Familienkreis die überlieferte Mundart ihrer Vorfahren sprechen und zum Stolze darauf erziehen; die Lehrer, indem sie gelegentlich in ihrem Unterrichte den Reichtum und die Werte ihres Dialekts den Schülern deutlich werden lassen, wenn ihnen auch die Umgangssprache ihrer Schüler als der Grund schlechten Sprechens und vieler Sprach- und Rechtschreibefehler ein wahres Schulkreuz auferlegt. Gelegentliches Heranziehen der Mundart, z. B. zur Erläuterung hochdeutscher Ausdrücke und sprachlicher Erscheinungen, Aufgabn zum Sammeln mundartlicher Wörter, Redensarten usw. wekken Freude und Heimatliebe. Unsere heimatlichen Dialekte sind nicht geringer als die anderer deutscher Landschaften, wo sie mit Stolz auch in vornehmen Familien und im öffentlichen Leben gesprochen und von Dichtern wert befunden werden, der Seele ihres Volkstums Ausdruck zu geben.

Daß auch unsere Altenkirchener Mundart Ausdruck kernigen Volkstums ist, mögen einige Proben gereimten Humors zeigen. Derbheiten möge man freundlich verzeihen, sie gehören nun einmal zu Volkssprache und Volkswitz.

## Der schlömme Foß

*Miens Pidder hutscht noch'm Dukder Groß,*
*hä hät su Ping öm lönke Foß,*
*do hät de Koh in drofjedrerren,*
*bös enz hulf do kee Bähn un Berren.*

*„Dann mach die Füße einmal frei!"*
*söt Dukder Groß, „wir sehn dabei."*
*Os Pidder denkt: „Wat schwätzt der Dukder?*
*Der Schmerz, öm lönken Quanden huckt er."*

*Hä lößt sich op de Stohl öm Eck*
*un micht den eene Foß nur bleck*
*un hilt im dann entgäänst dat Been.*
*Der Dukder spökt: „Laß beide sehn!*

*Ich muß sehr bitten, Donnerschlag,*
*daß Du hier ausführst, was ich sag!"*
*Os Pidder, schlie un wie jedröschen:*
*„Den reechden han ich nit jewöschen!"*

# Wäller Äßen

*Mir Wesderwäller sän keen Schlüch,*
*mir halen nix van digge Büch.*
*Mir sän zefrirren un jenöissen,*
*wann Schank un Dösch kee Schluch opwe-isen.*

*Wat os der Herrgott hät beschert*
*op oser rauhe Wäller Erd,*
*dat äße mir un schmickt os goot*
*un git os Kraft un Saft un Moot.*

*Härr-ich nur satt bös a mei Dud*
*os Wäller leef goot Bourebrut!*
*Os Wäller Schwarzbrut ös et besde.*
*Browier et nur! Kee Kärschd verqueß-de!*

*Wann de möt dinge Zänn häs Nut,*
*hal dich an Hier- und Weggebrut!*
*Och ohne Bodder, nur möt Käs*
*un Kröitchen, ös dat Herrnjeäß.*

*Enz kümmt et Haupt, mei leewer Mann,*
*enz fängen ich van Toffeln an.*
*Wer söt: „De Toffeln ön de Keller,*
*nit op den Dösch!" dat ös kee Wäller.*

*Des Marjens, Meddags, Owens, Dronnersch -*
*dat de dich, Frömmer, nit verwonnersch -*
*do schmaggen Toffeln os jebroren,*
*de best ön Röwolch, loß der roren.*

*Jedämpt och ös't e goot Jeäß,*
*dozo noch digge Melch un Käs.*
*Quellmänner dann möt Zwiwwelsdipp,*
*do leckt ming Zung un laacht ming Lipp.*

*Un wat mer sos van Toffeln micht,*
*ös alles Wäller Leifjericht.*
*Wer well en reechder Wäller sän,*
*dem fillt bestömmt vill Goores en:*

*Ön Olch der Riwwes, märf jebaggen,*
*dar-ös mei Hüchst, ich dät der paggen*
*alleen en ganzen Dijjel voll,*
*ich leeß nit üwrig keenen Zoll.*

*Och Toffelskröbbelcher, mei Jung,*
*dat ös get für en Wäller Zung!*
*Su Stögger fuffzehn därwen't sän,*
*et fel mer nit vill drüwwer en.*

*Dann Toffelsklüßen, lugger, safdig,*
*ös och get Goores. Jo wahrhafdig,*
*wer do nit achelt, war-er kann,*
*dat ös kee Wäller Mensch un Mann.*

*Jeköchs möt Morren, Souerbuhnen -*
*dobei därfs de nit Toffeln schunen.*
*Möt Toffeln och sän kobbeliert*
*der Klüßebrei un Schlappmus, hürt!*

*Enz kummen noch, mei Leevsder, Besder,*
*die Äßen für die huhe Fesder,*
*für Huchzeit, Chrisdag, Usdern, Pingsden*
*un Köndoof. Jo, wo wiersch de spingsden!*

*Dann do-mer ön de Schörnsden langen,*
*wo Schönken, Speck un Wüürscht an Stangen*
*appeditlich higgen. Nohber, glooft,*
*och Fleesch vam Metzjer wierd jekooft.*

*Ön bronger Bodder Bühncher schwömmen,*
*dofür kanns d' dingen Hot abnömmen.*
*Un Souermoos, schün mill un zart,*
*wierd op su'm Festdag nit jespart.*

*Un dann, nur jo nit zo vergäßen,*
*och Quetschen hüren zo su'm Äßen,*
*un Schnötzeln, zart un söß jedämpt.*
*Gor'n Appdit un opjekrämpt!*

*Der Kaffi un der Kochen dronnersch -*
*ech hüren alt, wie de dech wonnersch.*
*Vürop kümmt Zimmetskoochen, se-i's de,*
*su dick! De Moulsperr dovan kre-is de.*

*Der Quetschekoochen dann denewwen*
*wierd mederwe-is abjegewwen.*
*Von annern Dellern dich bestörmt*
*der Platz un Kranz, huh opjetörmt.*

*Wann et nit rötscht, bruchs nit ze fasden,*
*mer de-it dich nit zom Zosehn gasden,*
*dann schmer der Bodder, se ös do*
*ön digge Weggen, lang nur zo!*

*Kumblett dor-ich noch nit berichden,*
*vom Eierkäs moß ich noch dichden.*
*Der ös alleen alt e Jedicht,*
*op Pingsden wier - e ajericht,*

*wann düchdig Eier ön de Nösder -*
*zwien Schilling bruch mer rond, mei Besder.*
*Os Amam dat Rezept nur weeß*
*zo su em richtje Eierkäs.*

*Dots du van Kröbbelcher alt hüren?*
*Och Waffeln sän noch opzeführen*
*für Fasdenowend un Nöijohr*
*un wann de os besöks, dat 's klor.*

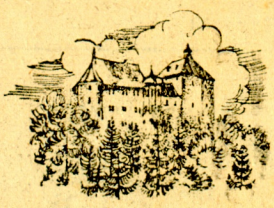
*Schlachtmohlzeit wiersch de och jelaren*
*un kreis dann Goores opjefahren:*
*Wuurschtsopp - nit klor wie Wurschdebröh -*
*un Blot- und Lewwerwürscht un mih.*

*Jo, Wäller Äßen! Wer dat hürt,*
*wat ich do alles opjeführt,*
*dem wierd am Enn 't Kinnwasser loofen*
*un os „Fräßpänst" un „Sawel" doofen.*

*Du bruchs nit unvergonnt zu sen,*
*dat feel mir nur su alles en.*
*Wa-mir op Festdag och mol moffeln,*
*sos hale mir't möt Brut un Toffeln.*

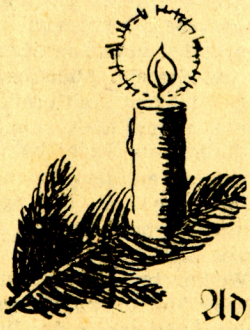
**Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Str. 22**

# Deine HEIMAT



Dezember 1954 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 8

GEBHARDSHAIN Photo: K. H. Fuchs

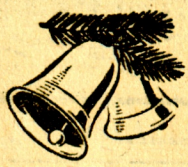


## Advent

Rainer Maria Rilke

Es treibt der Wind im Winterwalde
die Flockenherde wie ein Hirt,
und manche Tanne ahnt, wie balde
sie fromm und lichterheilig wird,
und lauscht hinaus.
Den weißen Wegen
streckt sie die Zweige hin - bereit,
und wehrt dem Wind und wächst entgegen
der einen Nacht der Herrlichkeit.

# Weihnachten



Kein Fest des Jahres war in früheren Zeiten von so vielen und seltsamen Bräuchen umgeben wie gerade das Weihnachtsfest. Manches von wertvollem alten Brauchtum hat sich bis in unsere Tage erhalten, vieles aber hat der Einbruch der modernen Zeit auch im entferntesten Westerwalddorf hinweggefegt. Das ist noch nicht einmal in jedem Falle so sehr zu bedauern, denn es gab Sitten und Bräuche, die allzusehr im Aberglauben wurzelten. Allerdings sollte man überall dort ernste Besorgnis tragen, wo die Kräfte der Neuzeit zerstörend an der Gemeinschaft unserer Familien und Dörfer wirken. Denn solange wir das Weihnachtsfest als den Geburtstag des Erlösers der Welt feiern, ist das Fest der Kirche auch ein Fest der Familien- und Dorfgemeinschaft gewesen. Wenn wir in diesem Sinne nach Weihnachtsbrauch und -sitte fragen, so dürfen wir doch beruhigend feststellen, daß auch heute noch in unserer Westerwälder Heimat das Weihnachtsfest aus allen Festen des Jahres herausgehoben wird, so wie es Paul Gerhard in seinem schönen Weihnachtslied tut: „Fröhlich soll mein Herze springen dieser Zeit, da vor Freud alle Engel singen. Hört, hört, wie mit vollen Chören alle Luft laute ruft: Christus ist geboren". —

Das weiß jeder, der einmal Gelegenheit hatte, Weihnachten in der stillen Abgeschiedenheit eines Westerwalddorfes zu erleben. Schon Wochen vorher wirft das liebliche Fest seine Strahlen voraus. Jede Arbeit, alles Mühen gilt nur dem einen Ziel — Weihnachten! „Alt und jung sollen nun von der Hast des Lebens einmal ruhn". Keiner kann sich dem Zauber entziehen, der die Zeit des Festes erfüllt. Das Bedürfnis der notleidenden Menschen zu gedenken, der Wohltätigkeit das Herz weit zu öffnen, ist zu keiner anderen Zeit so lebendig und zwingend wie am Weihnachtsfest. Die Feier im Familienkreis unter dem lichterglänzenden Tannenbaum, mit dem ein Stück deutschen Waldes in das Haus gebracht wird, die Freude am Schenken, die Lust am Essen und Trinken, die Freude am Gesang der alten, schönen Weihnachtslieder, der Besuch der Christmette oder Christvesper, alles das sind Züge, die in der Volksseele wurzeln und damit zum festesten Bestand der Wesensart unserer Bevölkerung zählen.

Am Morgen des 24. Dezember setzt der letzte Sturm auf das Backhaus ein. Hier herrscht jetzt mehr Betrieb als vor der Kirmes. Ganze Kolonnen von Kuchen, unter denen der Christstollen nicht fehlen darf, müssen bis zum Nachmittag abgebacken sein. Wieviel von wirklicher Weihnachtsfreude ist nun schon zu spüren, wenn Erinnerungen aus früheren Jahren ausgetauscht werden, wenn das junge Volk über Weihnachtsgeschenke heimlich tuschelt.

Mit Einbruch der Dämmerung ist das Haus bestellt. Während die Großen gemeinsam das Schmücken des Weihnachtsbaumes in der guten Stube besorgen, weiß Großmutter die Kleinen in der Küche mit Geschichten vom Christkind zu beschäftigen. Im Mittelpunkt des Heiligen Abends steht die Christvesper. Die abgelegenen Dörfer haben oft einen weiten Marsch durch die verschneite Winterlandschaft zum Kirchort zurückzulegen. Aber kaum einer schließt sich aus. Nie sind die Kirchen so überfüllt wie in der Christnacht. Wenn die Weihnachtsglocken in den stillen Winterabend hineinläuten, wenn die hohen, hellerleuchteten Kirchenfenster wie Himmelstüren in die Nacht hinausschimmern, dann muß jeder gläubige Christ seinen Heiland suchen und um seine Einkehr beten. Dann weiß man nichts mehr von Winterkälte, von Wintertod und -leid. „Bezwungen ist die tote Nacht, zum Leben ist die Lieb erwacht."

Nicht selten hilft die Gemeinde- und Schuljugend durch ein Krippenspiel, Lied und Dichtung die kirchliche Feier gestalten. Den Höhepunkt erreicht die Christvesper im Weihnachtsevangelium. Mit ursprünglicher Kraft trifft es immer wieder die Menschen guten Willens. Auf Bethlehems mitternächtlicher Flur erklang zum ersten Male, um fortanzutönen durch die Jahrhunderte, bald lauter, bald leiser, um auch hereinzuklingen in unsere unruhige, bewegte Zeit. Das spürt der Kirchgänger, wenn ihn noch weithin der helle Glanz der Kerzen und der Schall der Posaunen in die Weihnachtsnacht hinausbegleiten. Die Wirtshäuser bleiben an diesem Abend geschlossen. Keine Lustbarkeit der Welt vermag den Menschen abzulenken. Jeder hat es eilig, heim zu kommen. Hier schart sich die Familie um den lichtergeschmückten Tannen-

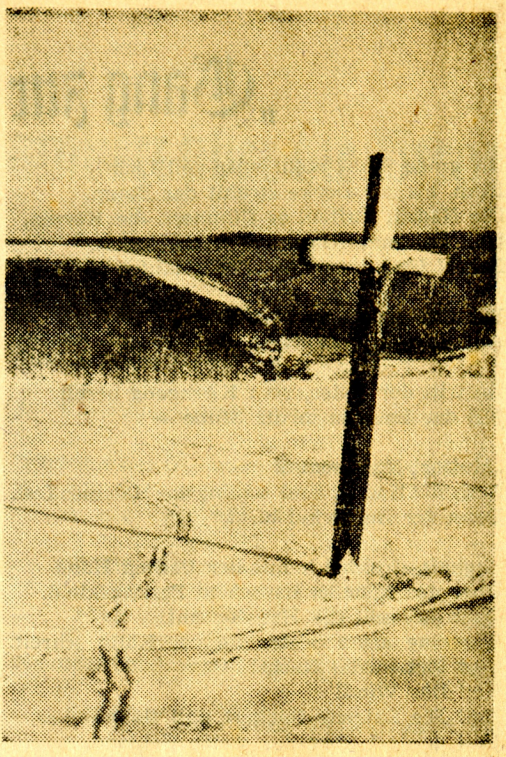
baum. Ein Duft von Weihnachtsgebäck, Christstollen und Tannengrün durchzieht das ganze Haus. Und dann ist der Augenblick des gegenseitigen, freudigen Beschenkens gekommen. Alte Weisen erklingen, während die Kinder an ihren Gabentisch herantreten.

Die Christbescherung fand nicht immer am Heiligen Abend statt. Ein Bild Ludwig Richters zeigt uns, wie vor 150 Jahren Weihnachten gefeiert wurde. Die Kinder traten hier am Morgen an den reichen Gabentisch heran. Die Christvesper oder Christmette fand dann erst in den frühen Morgenstunden des ersten Weihnachtstages statt. In manchem Westerwalddorf hat sich diese Sitte bis in unsere Zeit hinein erhalten. Auch der Christbaum in seiner heutigen Form war damals noch nicht gebräuchlich. Statt des lichtergeschmückten Tannenbaumes sahen wir in der Zimmerecke nur Zweige angebracht, an denen Äpfel und Süßigkeiten hingen. Man stellte damals zwar auch schon Kerzen auf, manchmal auf besonderen Gestellen, aber den eigentlichen Christbaum, ohne den wir uns ein Weihnachtsfest gar nicht mehr vorstellen können, kannte man oft noch nicht.

Das ganz Haus, auch die Tiere dürfen Anteil haben an der Weihnachtsfreude. Der Hausvater versorgt das Vieh für die Heilige Nacht mit zusätzlichem, besonders gutem Futter. Der Förster feiert Weihnachten mit den Tieren des Waldes auf seine Art. Mit einem Schlitten voll Futtersäcken fährt er am Heiligen Abend hinaus in den Winterwald, um das Wild zu füttern, das die Kälte oft so zahm gemacht hat, daß es ohne Scheu nahe an die Menschen herankommt. Die Natur leidet mit dem Menschen, sie freut sich aber auch mit dem Menschen. Ahnen wir nicht etwas von der tiefen Wahrheit der Worte des Apostels, der im Römerbrief von dem Sehnen und Seufzen der Kreatur nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes spricht.

Niemand kann sich in diesen Tagen der Kraft der frohen Botschaft völlig entziehen, irgendwie oder irgendwann muß er einmal innehalten und aufhorchen. Von Kindheit an hält uns das Weihnachtswunder umfangen und will uns nicht mehr lassen.

So erzählt der Dichter Ernst Wiechert von der seligen Weihnachtszeit, als er noch ein Kind in seiner ostpreußischen Heimat war: „Haus und Stall erschienen unseren erschauernden Herzen als der stille, verschollene Mittelpunkt der Welt, umgeben von himmlischen Heerscharen, überstrahlt vom Stern von Bethlehem, und wir selbst auf eine unverlierbare Weise eingebettet in eine göttliche Vaterhand, aus der uns kein Leben und kein Tod jemals würden vertreiben können." K.



**Wegkreuz in heimatlicher Winterlandschaft**

Photo: K. H. Fuchs

## Altes Westerwälder Volkslied

Stehn zwei Stern am hohen Himmel,
leuchten heller als der Mond;
leuchten so hell, leuchten so hell,
leuchten heller als der Mond.

Ach was wird mein Schätzchen sagen
daß ich bin so weit von ihr,
daß ich bin, daß ich bin,
daß ich bin so weit von ihr.

Gold und Silber, Edelsteine
schönster Schatz, gelt, du bist mein;
ich bin dein, du bist mein,
ach, was kann denn schöner sein!

# „Gang zur Mette" / Von Jakob Kneipp

Die große Stube steht wirr voll Licht,
Hoch, bis zur Decke strahlt der Baum,
Die Nadeln duften, es flimmern die Kerzen,
Und im Kamin loht Scheit bei Scheit.
Horch! Und die große Glocke läutet die Mette ein:
Wie das summt und hallt
Aus dem Grunde durch den Wald!

Da tritt der Vater, zum Kirchgang bereit,
Mit der Laterne in die Stube —

„Mutter! Nun komm!
Noch die Haube! Und schling das Halstuch fest.
Denn der Nordwind bläst."

Zaghaft streich ich mit der flachen Hand
Über das seidene, bauschige Festtagskleid.
Dann kreischt die Haustür auf.
Wie eine arme Seele, die vor Kälte schreit.
Und fort in die Nacht!
Hei! Der Wind!
Hei! Die Laterne flackert und flabbt
Und geistert über das weiße Geblend.

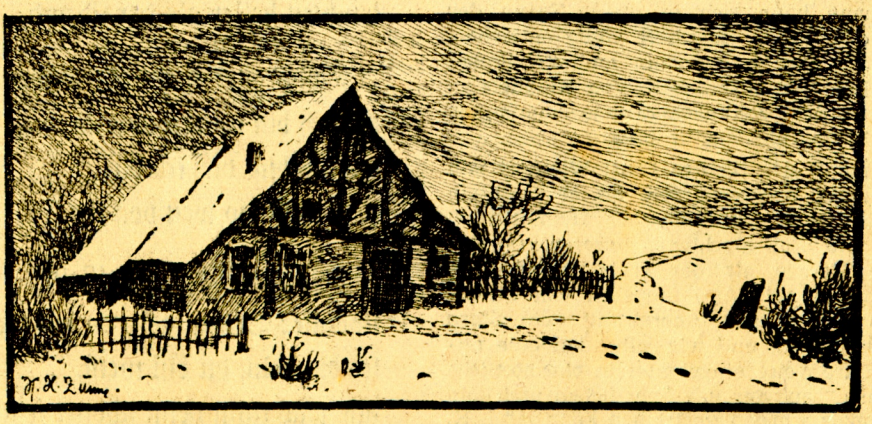
Schweigend schreitet Vater im Waldpfad voran,
Hart glirrt sein Schritt,
Sein Atem dampft —
Da! Wie ich rückwärts wende das Gesicht:
Im Dunkel über den Wäldern in der Höh,
Schwarz in den Himmel getürmt:
Steilauf der Giebel - breit das Scheunendach!
Finstere Wächter die Pappeln rings!
Ein kleines Licht
Flimmert gespenstisch über den Hang —
Und fort in die Nacht!

Hart bläst der Nord;
Quellen gluckern im Eis durch die Schlucht,
Vögel flattern, vom Licht erschreckt;
In den Tannen der Nachtbraus,
Unter uns knirschender Schnee;
Und sieh, durch die Stämme: weit, fern —
Von Dörfern, Mühlen, Höfen
Flackern Lichter über den Schnee.
Aus dem Tal,
Hinterm Wald
Wogt die Glocke, die Glocke . . .

„Mutter, ich seh die Kirche, wie schön!
Alle Fenster sind erhellt!
Mutter, wir müssen schneller gehn:
Ganz vorn bei der Krippe wollen wir knien,
Daß wir das Jesuskind und die Hirten sehn!"

Und, wie ich denke an das Kindlein,
Eia, da will mein Herz melodein.
Schon summt die Orgel den großen Choral!

Doch mit einmal ist's ein gewaltiger Schall·
Die Glocken, die Glocken läuten zu Hauf;
Aus den Hütten strömen die Menschen zu Tal,
Lichtsäulen zittern über den Hang;
Schneller, schneller wird unser Gang.
Und plötzlich:
Gehoben, geschoben mit großem Schwall,
Durch's hohe Portal
Stehn unsere Augen,
Geblendet im Licht . . .
Und die Orgel erhebt alle Bässe zugleich
Und singt hinauf ins Himmelreich
Aus wogender Seele
Ihr Gloria!



*Westerwälder Bauernhaus im Winter*

JAKOB KNEIP:

# Der Weg des kleinen Lambert über die Berge

„So, da bist du endlich, Lambert", rief Schneidermeister Beißel seinem Lehrling entgegen. Für die Feiertage kannst du nach Hause fahren! Hier sind fünfzehn Mark für die Fahrt, und dort hat dir die Meisterin Butterbrote und ein paar Kleinigkeiten für Mutter und Schwester eingepackt. Um elf geht dein Zug. In Koblenz hast du eine Stunde Zeit, bis der Moselzug abfährt, und am Abend bist du schon zu Hause und kannst mit Mutter Weihnachten feiern. Gepackt hast du wohl schon?" meinte er dann mit schalkhaftem Lächeln und schob den Verwirrten, der vor Freude kein Wort über die Zunge brachte, zur Türe heraus.

*

Schon eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges stand Lambert auf dem Kölner Hauptbahnhof. So glückt es ihm noch, einen Vorzug zu erreichen. Im hellen Mittag fährt er den Rhein hinauf und langt früh in Koblenz an. Dann eilt er vom Bahnhof in die Stadt; denn auf seinen Botengängen hat er über zehn Mark Trinkgeld bekommen, und der Meister hatte ihm die Fahrt bezahlt. So kann er Mutter und Schwester noch Geschenke zu Weihnachten kaufen. Nun sucht er von Schaufenster zu Schaufenster. Die Straßen sind so voll von hastenden Menschen, daß er oft kaum hindurchfindet. Endlich hat er für die Mutter ein schönes wollenes Umschlagtuch entdeckt. Fünf Mark; das ist nicht so teuer. Eilig bezahlt er, packt es ein und läuft weiter, um auch für die Schwester ein Geschenk zu finden.

Schon ist er fast am Ende der Geschäftsstraße angelangt, da fällt sein Blick auf einen Juwelierladen, der strahlend hell erleuchtet ist. Einen Augenblick bleibt er stehen, geblendet von der Pracht. Da sieht er in der Ecke des Fensters eine Brosche; die erscheint ihm ganz wundervoll. Sie ist zwar nicht einmal in Gold gefaßt — aber sie hat einen großen hellgrünen Stein, der leuchtet in zauberhaftem Glanz. Sieh! Da steht auch der Preis: sieben Mark! Das ist nicht einmal viel. Was für eine Überraschung wäre es für Anna! Die Freude wäre nicht auszudenken. Rasch prüft und wägt er noch einmal seine Barschaft. Es reicht nicht mehr: Acht Mark hat er noch, und die Fahrkarte für den Moselzug kostet zwei Mark.

So eilt er weiter und weiß keinen Rat. Und je weiter er geht, um so schöner leuchtet der Glanz der Brosche hinter ihm her. Morgen auf dem Kirchgang würde Anna sie schon tragen! Wie würden die Freundinnen schauen und staunen! Daran denkt Lambert im Weitergehen. Plötzlich sieht er die Berge über der Karthause im hellen Schnee leuchten, und der blaue Himmel steht darüber. Da durchfährt ihn der Gedanke: Warum nicht über die Berge zu Fuß nach Hause wandern? Warum soll er eng eingekeilt zwischen Menschen im Zuge hinauffahren? Das Geld kann er sparen — und die Brosche kaufen. Zwei Uhr ist es jetzt. Wenn er tüchtig ausschreitet, kann er um sieben zu Hause sein. Er ist den Weg mit Klaus, dem Viehtreiber, schon zweimal gegangen und würde ihn gewiß nicht verfehlen.

So läuft er zum Laden zurück, kauft die Brosche und dann am Bahnhof vorbei in einem Gefühl des Triumphes zur Karthause hinauf.

Eine Stunde später sieht Lambert die Stadt schon unter sich liegen und nähert sich dem Saum des großen Stadtwaldes. In den Tälern lagert schwerer Dunst und verhüllt die Ferne. Droben aber locken die Schneeberge und beflügeln seinen Fuß.

Als er in den großen schweigenden Wald tritt, durchschauert ihn erst ein leises Gefühl des Bangens: wird er vor Einbruch der Nacht wohl aus diesem Walde herausfinden? Denn schon sieht er durch die Stämme, wie der Himmel im Westen sich mit dunklem Abendrot überzieht, und unmerklich und schnell ist die Dämmerung eingetreten und verhüllt schon seinen Weg. Kein Mensch begegnet ihm. Zuweilen fällt ein Ast und läßt ihn aufschrecken, und einmal springt ein Reh vor ihm über den Weg. Dann wieder herrscht unheimliche Stille, in der er nur seinen Schritt, und zuweilen ein leises Rauschen in den Bäumen vernimmt. Endlich, nach zwei Stunden lichtet sich der Wald. Aber die Nacht ist nun völlig herabgesunken, und er kann von dem Dorfe Waldesch, das vor ihm aus einer Wiesenmulde taucht, nur die dunkle Masse der Häuser auf der Schneefläche und die erleuchteten Fenster erkennen. Gern wäre er hier eingekehrt; denn schon fühlte er, wie seine Füße schwer wurden. Aber er über-

*Skipartie durch den weinachtlichen Westerwald*

legte, daß er wohl bis zum Dorfe Pfaffenheck durchhalten könne. Dort wollte er dann etwas trinken und seine letzten Butterbrote essen.

So steigt er weiter die steile, holprige Dorfgasse hinan und tritt hinter den letzten Häusern wieder in freies Gelände. Aber grau und dunkel liegt nun vor ihm die weite Schneefläche, und als er endlich wieder an den Wald herankommt, bemerkt er, daß er vom Wege abgeirrt ist. Lange sucht er, bis er den richtigen Eingang in den Wald entdeckt; dann aber ist er so müde und hungrig, daß er sich auf einen Baumstamm, der am Wege liegt, niederläßt, und zwei Butterbrote verzehrt. Erfrischt und gestärkt setzt er seinen Weg fort. Aber im Walde ist es an vielen Stellen schon so dunkel, daß er kaum weiterfindet.

Seine Gedanken aber sind nun daheim in der kleinen Hütte droben am Waldesrand. Teddy, der Hund sitzt wohl schon vor der Haustür und späht die Gasse hinab, denkt Lambert, und er riecht den Duft von gekochtem Schinken, von Kappus und Erbsenbrei, der aus der Küche durchs Haus zieht. Mutter und Schwester horchen gewiß auf jeden Schritt, der dem Hause naht . . . Wie er so in Gedanken versunken dahingeht, ist es plötzlich aus der Ferne, aus der Tiefe der Wälder ein Schrei, der ihn aufhorchen läßt

Lambert stutzt. Für eine Weile liegt tiefe Stille über den Wäldern. Aber als er weitergeht, tönt es abermals durch die Nacht herauf; es ist der Hilferuf einer schweren, tiefen Männerstimme. Wie aus einer anderen Welt, wie aus dem Jenseits klingt es zwischen den Wasserfällen eines Gebirgsbaches durch die Wälder. Eine Eule ruft jetzt dazwischen; dann schreckt ihn das Bellen eines Fuchses an der Bergwand — aber das alles macht die Stille noch unheimlicher und läßt diese Nacht noch schauerlicher auf ihn eindringen.

Soll er durch Dickung und Schnee, ohne Pfad und Weg, dem Rufenden zu Hilfe eilen? Das Herz klopft ihm vor Erregung: ein Mensch, der verunglückt oder gar überfallen worden ist — und vielleicht ist er der einzige Zeuge weithin im Lande!

Was soll er tun?

Da fällt ihm ein Waldpfad auf, der in der Richtung verlaufen muß, aus welcher der

Schrei heraufdrang. Diesem Pfade folgt er, und im Gehen schreit er dem Hilferufenden entgegen, um ihn zu ermutigen.

Aber der Bergpfad wird immer enger und unwegsamer; bald muß er durch Gestrüpp, bald durch hohen Schnee. Dann führt der Pfad tief hinab in Schluchten und wieder hinauf über Felsen und an abschüssigen Bergwänden hin.

Und nun klingt der Hilferuf immer wirrer und schwächer — ja er scheint ihn im Echo der Schluchten gar zu narren!

Lamberts Sinne geraten in Verwirrung. Soll er dem Schrei folgen? Vielleicht war es gar kein Mensch, vielleicht war es ein Geist, der ihn auf diesen nächtlichen Weg gelockt hatte! Wie sollte er in der Nacht wieder aus diesen Wäldern finden? Ratlos steht er eine Weile. Dann sucht er seinen Weg zurück. Lang und mühsam ist nun der Aufstieg an dem steilen Bergpfad. Endlich hört er Hundebellen in der Ferne, und als er um eine Felswand biegt, sieht er Lichter durch den Wald schimmern. Dorthin nimmt er seine Richtung, findet bald den Ausgang aus dem Walde und erkennt ein kleines Dorf, das sich an die Bergwand lehnt. An den ersten Häusern klopft Lambert und meldet, was ihm begegnet ist. Und nun hört er: es ist das Dorf Udenhausen, bei dem er angelangt ist. Aus den Nachbarhängen kommen die Leute heran, und nach kurzer Zeit ist das ganze Dorf in Bewegung. Stangen, Stricke und Tücher werden geholt, um für den Notfall eine Bahre herzustellen. Dann bricht eine Anzahl junger Burschen und Männer, von Lambert geführt, mit Laternen nach der Richtung auf, aus der er den Hilferuf vernommen hatte.

Bald ist der Ruf wieder zu hören. Aber nur noch schwach dringt es aus der Tiefe herauf. Durch eine Schneise finden sie schließlich den Zugang zu der Stelle. Da sehen sie den alten Waldhüter Steffens aus Pfaffenheck verwundet unter einer Tanne im Schnee liegen. Er ist so schwach, daß er nur noch berichten kann, er sei von einem Wilderer angeschossen worden. Der Schuß hatte die rechte Schulter zerschmettert. Einer der Bauern legte dem Verwundeten einen Notverband an. Dann beschließt man, ihn nach Udenhausen zu bringen und von Boppard einen Arzt herbeizurufen.

Schweigend bewegt sich der Zug auf einem tiefverschneiten Waldweg nach Udenhausen hinauf. Die Lichter brennen noch, als man dort anlangt. Man trägt den Verwundeten nach dem Hause des Försters, das abseits vom Walde liegt.

Zwei junge Burschen aber werden nun mit Lambert nach seinem Heimatdorf Beulich hinübergeschickt. Es geht auf Mitternacht, als sie dort anlangen. Kaum kann sich Lambert noch die Dorfstraße hinauf bis zur Hütte seiner Mutter schleppen. Aber er läßt sich vor den Burschen nichts anmerken. Vor der Türe nehmen sie von ihm Abschied und nehmen ihren Weg zurück. Drinnen im Flur aber schlägt der Hund an. Erst bellt er wütend, denn die Stimmen und Schritte der Burschen waren ihm fremd. Dann aber hat er Lamberts Stimme und Schritt erkannt, und nun hebt er ein Freudengebell an. Bald hört Lambert die Stimme von Mutter und Schwester; dann kommt die Schwester und öffnet und in dem Jubel der Frauen und dem freudigen Gebell des Hundes beleben sich noch einmal die Kräfte. Rasch wird Speise und Trank herbeigeschafft; der Baum wird noch einmal angezündet. Und wie Lambert dann seine Geschenke auspackt, den Grund seiner Fußwanderung und den Verlauf seines Heimweges erzählt, werden Mutter und Schwester vor Bangen und Freude die Augen feucht.

„Es war Leichtsinn, zu solcher Winterszeit bei Nacht über die Berge zu wandern", meinte die Mutter, „aber Gott hat es wohl so gefügt und dir den Gedanken eingegeben: vielleicht hast du dem armen Steffens dabei das Leben gerettet."

Dann liegt Lambert in seiner Kammer und hört hinterm Giebel die Tannen rauschen: aber nicht lange — denn bald hat der Schlaf alle Gedanken in ihm ausgelöscht.

## Buchbesprechung

*Hohenseelbach, Wahrzeichen der Heimat, von Josef Hoffmann, Selbstverlag Josef Hoffmann, Herdorf-Sieg; Preis 3,50 DM.*

Josef Hoffmann, bekannt durch seine heimatkundlichen Veröffentlichungen, geschätzter Mitarbeiter unseres Blattes, hat im „Hohenseelbach" ein Werk vorgelegt, das mit sehr viel Liebe geschrieben wurde und dem jahrelange, intensive Studien und manche Kleinarbeit vorausgegangen sind. Über eine Zeitspanne von 2500 Jahren wird hier eine große Zusammenschau von Hohenseelbach gegeben, wie sie nur ein Heimatfreund vermitteln kann. Dem Verfasser gelingt es, die Heimat und ihre Vergangenheit lebendig zu machen und dem Leser anschaulich vor Augen zu führen. Tiefe und rührende Heimatliebe ist die Seele dieses Büchleins. Wir empfehlen es unserem Leserkreis. H.

## Nachbemerkung der Schriftleitung

Den Aufsatz „Unsere Mundart" und die beiden Mundartgedichte in der letzten Nummer schrieb uns Herr Lehrer Fr. H. Strippel, Bachenberg bei Altenkirchen.

# Sprüche und Wünsche zum neuen Jahr

*Die „Neujahrssänger" sind auch in unserer Heimat nicht unbekannt. In einzelnen Dörfern hat sich die alte Sitte des Ansingens zum Jahresbeginn noch bis in unsere Tage erhalten.*

Schon wieder ist ein Jahr dahin
von unserer Lebenszeit,
die Tage, o Gott,
wie schnell entfliehn
sie hin zur Ewigkeit.

*

Das alte Jahr ist nun verflossen
mit Schmerz und Leid, mit Freud und Lust.
Das neue hat sich aufgeschlossen,
doch was es bringt, ist unbewußt.
Es wolle Gott Euch stets verleihen
Gesundheit und Zufriedenheit
und nach diesem Leben die ewige
Glückseligkeit.

*

Ich wünsche Euch ein glückseliges neues Jahr
in diesem Hause immerdar.
Gott behüte Euch dieses ganze Jahr
vor aller Gefahr,
vor Feuer und vor Wassernot
behüte Euch der liebe Gott.
Laßt mich nicht so lange stehn,
denn ich muß noch weitergehn.

*

Guten morgen, o mein glückselges neues Jahr,
Friede und Freude immerdar,
Glück und Segen, langes Leben!
Gott behüte Euer Haus,
wo Ihr gehet ein und aus!
Gott segne Euer Gärten und Wiesen,
und er lasse Euch viele Früchte darauf
genießen!

*

Nun wünsche ich dem Vater, der Mutter
und auch dem Kind,
dazu dem ganzen Hausgesind
ein glückseliges neues Jahr.
Das alte Jahr ist verflossen,
das neue wird angeschossen,
hat Euch mein Sprüchlein gut gefallen,
so soll'n darauf die Büchsen knallen.

*

Guten morgen im neuen Jahr!
Ich wünsch Euch ein glückliches neues Jahr:
lang zu leben,
glückselig zu sterben,
und den Himmel zu erben!

*

Am Neujahrsmorgen weit und breit,
da gratulieren alle Leut!
Drum komm auch ich mit frohem Blick
und wünsche Euch von Herzen Glück.
Wünsch Euch Gesundheit und Segen,
Zufriedenheit, ein langes Leben.

*

„Mit Gott!" das ist und bleibt fürwahr
ein schöner Gruß zum neuen Jahr,
ist Ziel und Richtung für die Zeit,
ein gut Geleit zur Ewigkeit.

*

Ein neues Jahr hat neue Pflichten.
Ein neuer Morgen ruft zur frischen Tat.
Stets wünsche ich ein fröhliches Verrichten
mit Mut und Kraft zur Arbeit früh und spät.

## Das Jahr geht still zu Ende

Wieder läuten die Adventsglocken das Weihnachtsfest ein. Früh senkt sich die Dämmerung auf die Erde nieder und hüllt Berge, Täler, Wälder und Dörfer ein. Hinter den erleuchteten Fenstern erklingen die vertrauten und wundersamen Weisen der Weihnachtslieder, und auf den grünen Kränzen leuchten die Kerzen.

Adventszeit ist die Zeit der Erwartung, nicht der Erfüllung. Tausend große und kleine Wünsche werden wach, und alle guten Menschen wollen anderen Freude bereiten.

Dann kommt das Weihnachtsfest, und das Jahr geht still seinem Ende entgegen. Wir schauen zurück auf das, was es uns brachte an Glück und Leid, Sorgen, Sehnsüchten und Erfüllung.

Die Beilage „Deine Heimat" ist in diesem Jahre achtmal in regelmäßiger Reihenfolge erschienen. Sie will von der Heimat erzählen und so das Wissen um sie erweitern und vertiefen. Damit will sie der Heimatliebe dienen. Mehr nicht!

Wir wünschen, daß „Deine Heimat" allen Lesern gefallen hat.

Den vielen Mitarbeitern und Freunden sei für ihre Beiträge und Zuschriften auf diesem Wege herzlich gedankt! Noch einmal seien alle aufgerufen, die etwas über unsere Heimat auszusagen haben, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.

Wir wünschen allen großen und kleinen Lesern und Leserinnen ein frohes, gesegnetes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr.

**Die Schriftleitung**

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Str 22